

Wöchentlich 85 Pf., monatlich 2.50 M.
(davon 95 Pf. monatlich für Zustellung ins Haus) im voraus zahlbar.
Belegpreis 4.20 M., einschließlich 60 Pf. Postgebühren und 72 Pf. Postbefreiung.
Nützen. Auslandsabonnements 6.— M. pro Monat; für Länder mit ermäßigtem Postzuschuss 5.— M.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentlich zweimal, Samstags und Montags einmal, die Abendausgabe für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“, Illustrierte Sonntagsbeilage „Solk und Zeit“.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Groß-Berlin 10 Pf.
Auswärts 15 Pf.

Ein einseitig. Konvaleszenz 50 Pf. Postgebühren 2.— M. — „Kleinanzeigen“ des Verlagsvertriebs 10 Pf. Quittung zwei beidseitige Seiten, jedes weitere Wort 12 Pf. Rabatt 11. Teil. Stellenausschreibung des ersten Wort 15 Pf., jedes weitere Wort 10 Pf. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pf. Familienanzeigen Seite 40 Pf. Anzeigenannahme im Hauptgeschäft Lindenstraße 3, wochentlich von 9 bis 17 Uhr.
Der Verlag behält sich das Recht der Wählung nicht genehmiger Anzeigen vor.

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernspr.: Dönhoff (A 7) 292-297. Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postfachkonto: Berlin 37 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Lindenstr. 3. Dt. B. u. V. G. - G. f., Postfach 11, Jerusalemstr. 63/66.

Friedrich Bartels

Genosse Friedrich Bartels ist gestern abend gegen 7 Uhr entschlafen. Wochenlange schwere Krankheit hatte ihn so geschwächt, daß ihm eine letzte Operation keine Rettung mehr bringen konnte.

Viele qualvolle Wochen hat Friedrich Bartels mit dem Tode gerungen; ein schon schwach gewordenes Herz leistete Ungeheures im Widerstand gegen die zerstörenden Krankheitskräfte, die den Körper durchwühlten, ohne daß die Ärzte die Möglichkeit sahen, helfend einzugreifen. Als es endlich dennoch geschah, war es zu spät. Nun hat der Unbezwingliche Tod ihn doch bezwungen, das widerstrebende Herz hat seinen letzten Schlag getan.

Im Frühjahr hatte Bartels das sechzigste Jahr seines Lebens vollendet, damals in anscheinend geselliger Gesundheit, nachdem er nicht lange zuvor erst eine schwere und langdauernde Krankheit überstanden hatte. Die neue Erkrankung, die im Herbst auftrat und ihn nun für immer von uns nahm, kam so heimlich, daß es schwer fiel, an ihren Ernst zu glauben. Als jedoch seine Aufnahme in das Sanatorium sich als notwendig erwies und die ersten ärztlichen Mitteilungen über den Befund der Untersuchung herauskamen, mußte man damit rechnen, daß er bald Abschied für immer nehmen werde.

Mit Friedrich Bartels geht ein schlichter Mensch, ein gerader Charakter, ein treuer Sachwalter der Partei von uns. Ihm hatte die deutsche Sozialdemokratie vor Jahren schon die Verwaltung ihrer Finanzen übertragen, ein verantwortungsvolles Amt, für das ein besonders ruhiger, sachlich arbeitender Mann vonnöten war und ist.

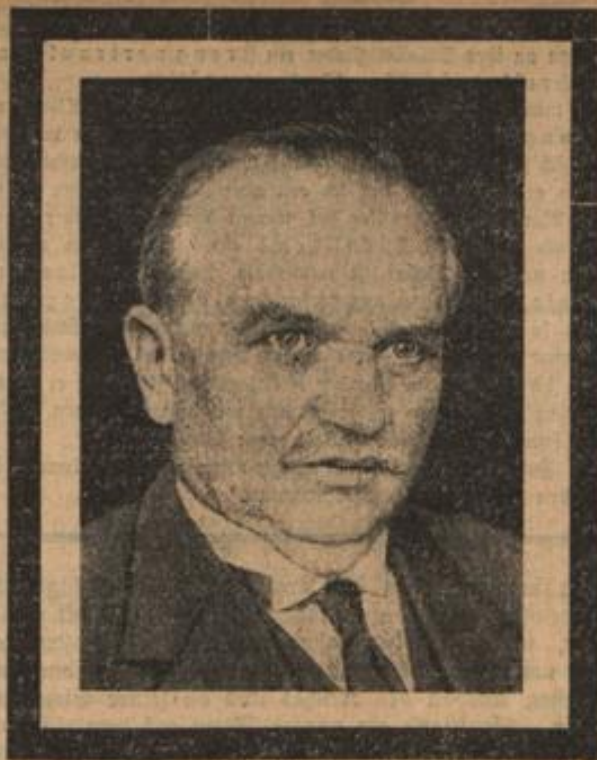
Ruhige Sicherheit und sachliche Rührigkeit waren Eigenschaften, die Bartels besonders eigneten. In dem kleinen vorpommerschen Städtchen Loitz geboren, hatte er nach dem üblichen Volksschulbesuch das Malerhandwerk erlernt und war dann in die Fremde gezogen, wo er weitere Wirkungskreise suchte. In Hamburg wurde er, 33jährig, zunächst Angestellter seiner Berufsorganisation, des Malerverbandes. Dann berief ihn 1906 die Partei als ihren Bezirkssekretär für Schleswig-Holstein. Seine Arbeit auf diesem Felde war nicht ohne Erfolg; gehörte doch sein Bezirk zu den vorbildlich organisierten im ganzen Reiche. Im Jahre 1913 wählte dann der gleiche Parteitag, der Friedrich Ebert als Nachfolger Bebels zum Vorsitzenden der Partei bestimmt hatte, den Genossen Friedrich Bartels als neuen Sekretär in den Parteivorstand. So übernahm Bartels von der Wasserkrante nach Berlin, wo er in den schweren Kriegs- und Nachkriegswirren unerbittlich in aufopfernder Gewissenhaftigkeit für die Partei der Arbeit und ihre Einrichtungen wirkte.

Nach der Revolution, als auch in Preußen das Dreiklassenwahlrecht durch das gleiche Wahlrecht beseitigt war, wurde Bartels in die verfassunggebende Landesversammlung und in der Folge selbstverständlich auch in den Landtag gewählt. Zwar gehörte er nicht zu den Ost- und Westrednern, aber seine Meinung hatte im Rate Gewicht und sie wurde selten überhört. Seit einer Reihe von Jahren leitete er die Verhandlungen als Landtagspräsident in seiner schlichten Art, die ihm viele Freunde machte. Als Präsident des Landtags wird er beehrt werden, als Präsident eines Parlaments, um dessen Zusammensetzung in wenigen Monaten Kämpfe entbrennen werden, wie sie in solcher Heftigkeit wahrscheinlich seit langem nicht mehr erlebt wurden. Bartels hat in diesem seinen letzten Amte die Partei der Arbeit und der Arbeiter so ernst und würdig vertreten, wie es seine ganze Art war.

Es ist kennzeichnend für den Mann und die Achtung, die er einflößte, daß auch der böseste Klatsch der Nachkriegszeit nicht an ihn herankam. Er hat im stillen gewirkt als Vertreter der Klasse, die unter schweren Kämpfen sich erst

die Gleichberechtigung im Staate hat erobern müssen und diese Gleichberechtigung nun wieder verteidigen muß gegen eine Flut des Hasses, wie sie selten erlebt wurde.

Der Maler Bartels aus der pommerschen Kleinstadt war im Kampfe für seine Klasse und mit ihr gewachsen. Er blieb ihr verbunden in allen Aufgaben, die neue Zeiten und neue Verhältnisse ihm stellten: ein zielsicherer Freund und Führer, ein zuverlässiger Treuhänder der ihm anvertrauten Interessen.



einer, der nie schwankte, wenn es galt, für die Demokratie und den Sozialismus die ganze Person einzusetzen!

Die Partei verliert in ihm einen der Treuesten unter den Treuen. Der Parteivorstand als Körperschaft besonders einen unermüdbaren Arbeiter und treuen Kameraden, die Gesamtarbeiterbewegung einen vorbildlichen Kämpfer für die Rechte und den Aufstieg des Proletariats.

Auch der „Vorwärts“ betrauert in Friedrich Bartels einen treuen Freund. Viele Jahre hindurch, bis die Krankheit ihn daran hinderte, wirkte er als Vertreter des Parteivorstandes an den Beratungen der Pressekommission mit, allzeit getragen von dem Bestreben, dem Zentralorgan und damit der Partei zu dienen.

Die sozialistische Arbeiterschaft steht in Trauer an der Bahre des ausgezeichneten Mannes, des vorbildlichen Kameraden und des kampferprobten Führers. Mit ihr trauert die Gewerkschaftsbewegung, der er durch viele Jahrzehnte verbunden geblieben war. Mit ihr trauert um ihn der große Kreis der Freunde aus der Internationale, die seine vornehme Würde und schlichte Sachlichkeit kennen und schätzen gelernt haben.

Am gleichen Tage, da man seinem und unserem Freunde Hermann Müller ein Grabmal errichtete, schloß Friedrich Bartels den Lauf seines Lebens ab.

Sein Andenken wird in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung fortleben als das eines der Besten, die ihr je gedient!

Die Trauer der Partei.

In ganz Berlin fanden gestern abend Mitgliederversammlungen der Sozialdemokratischen Partei statt. Überall, wo die Trauerkunde bekannt wurde, gedachten die Vorsitzenden der Verdienste des verstorbenen Führers. So ehten bereits viele Tausende von Berliner Genossen den dahingegangenen Landtagspräsidenten Friedrich Bartels.

Beileidskundgebungen.

Der preussische Ministerpräsident Otto Braun hat an Frau Bartels folgendes Telegramm gerichtet:

Zu dem unersehlichen Verlust, den Sie durch das Hinscheiden Ihres nun mir hochgeschätzten Herrn Gemahl, des Präsidenten des Preussischen Landtags Friedrich Bartels erlitten haben, spreche ich Ihnen und Ihrer Familie zugleich im Namen des Staatsministeriums die herzlichste Anteilnahme aus. Der Verstorbene hat sich in seiner langjährigen parlamentarischen Tätigkeit und im politischen Leben um Volk und Staat hohe Verdienste erworben, die ihm über das Grab hinaus ein ehrendes Andenken sichern.

In das Präsidium des Preussischen Landtags hat Otto Braun folgendes Telegramm gerichtet: Dem Präsidium des Landtags spreche ich zugleich im Namen des Staatsministeriums zu dem Ableben des Präsidenten des Landtages Friedrich Bartels das herzlichste Beileid aus. Das Staatsministerium wird der hohen Verdienste des Verstorbenen um die parlamentarische Arbeit stets dankbar gedenken.

Der Ministerpräsident hat angeordnet, daß der Preussische Landtag ab sofort bis zum Tage der Beisetzung und die Preussischen Zentralbehörden am Tage der Beisetzung Halbmann flaggen.

Preußen weiter voran!

Dreizehn Jahre Freistaat am 12. November.

12. November 1918: Der alte Herr Dr. Friedberg, Vizepräsident des Preussischen Staatsministeriums, war nicht wenig aufgeregt, als am Vormittag des 12. November 1918 der Diener Tür vom Vorzimmer zu seinem Arbeitsraum aufriß und meldete: „Die Herren vom Arbeiter- und Soldatenrat sind da!“ Hatten schon die vergangenen Tage nicht wenig an seinen Nerven gezerrt — obwohl ihm und seinen Beamten bisher kein Härchen gekrümmt worden war —, so hatte er doch jetzt eine schwere und historisch hochbedeutsame Amtshandlung, seine letzte, zu begeben. Schwerfällig stand der bald Siebzigjährige auf und erwartete die Eintretenden, die sich, voran die beinahe überlebensgroße Figur des Führers der preussischen Landtagsfraktion, Paul Hirsch, ohne viele Formalitäten in das Allerheiligste begaben. Da war Otto Braun, der nach außen so kühle großgewachsene Ostpreuße, der doch so leidenschaftlich vorstößen konnte, wenn er im Landtag als Anwalt des schwergeplagten und entrechteten Landarbeiterstandes in wuchtiger Anklage sein schwerwiegendes Material gegen die Regierung und gegen das ostelbische Junkertum in das Haus hineinschleuderte, da war der alte Kämpfer Adolph Hoffmann, neben ihm Ströbel und der schwarzbärtige Eugen Ernst, der Dr.

ganisator der Berliner Arbeiterkassette und einst Kommandeur der kaiserlichen und auf Kosten der Berliner Polizei viel beachteten Wahlrechtsdemonstration im Berliner Tiergarten. Man nahm Platz, aber da war nicht viel zu verhandeln. Die Dinge lagen allzu einfach. Vizepräsident Dr. Friedberg und sein Unterstaatssekretär, der alle Dr. Heinrichs, hatten nicht mehr viel anderes zu tun, als anzuerkennen, daß die „faktische Gewalt“ in die Hände des Volkstagsrats, des Arbeiter- und Soldatenrats, übergegangen sei. Das alles wurde sein säuberlich unter Aufsicht des gleichfalls weißbärtigen Bürodirektors, des nun schon unter der Erde liegenden Geheimrats Kiedel, protokolliert — es war, als wenn in diesen drei alten Beamten des gestürzten Regimes und in den fünf schaffens- und tatfrohen Männern des Volkes sich die alte und die neue Zeit plastisch gegenüberständen. Die neuen Herren konnten sehr bald wieder gehen, und als am Nachmittag des gleichen Tages Paul Hirsch wieder im Amt erschien, konnte er bereits von der dort wie sonst bei nur ganz feierlichen Anlässen in corpore versammelten Beamtenschaft durch Handschlag das Belübbe entgegennehmen, auch dem neuen Staat in Treue dienen zu wollen. Nach den alten Ministern fragte niemand mehr. Breitenbach war schon vor Wochen gegangen, Hergt, Drems und v. Eichenhardt-Rothe hatten schon am 8. November ihre Demission eingereicht, ebenso wie die Minister ohne Portefeuille, Graf von Rüdern und von Waldow. Die übriggebliebenen Herren schieden nun ohne weiteres automatisch aus: Spahn, Schmidt, Fischbeck, dieser einzige, der als alter Freisinnsmann im ersten republikanischen Kabinett wieder auftauchte — und Scheuch.

13. November: Ein Aufruf der neuen Regierung fliegt ins Land hinaus. Er verkündet, daß Preußen durch den Volkswillen zum Freistaat geworden sei und ein demokratischer Bestandteil der einheitlichen Volksrepublik werden solle. Gleiches Wahlrecht der Männer und Frauen wird verheißen, Demokratisierung aller Verwaltungskörperschaften und uneingeschränkte Koalitionsfreiheit für Staatsarbeiter und Beamte. Umgestaltung der Rechtspflege und des Strafvollzugs im Geiste der Demokratie und Sozialismus, Trennung von Kirche und Staat — jeder Satz ein Faustschlag in das Gesicht des alten Preußen, wie es von der herrschenden Junkerkaste künstlich konserviert worden war.

15. November: Das Abgeordnetenhaus, noch gewählt auf Grund des schändlichsten und ungerechtesten Wahlrechts, mit dem je ein freies und mündiges Kulturvolk sich zähntürschend hatte abfinden müssen, wird aufgelöst, und noch etwas anderes, was in Wirklichkeit erst ganz sichtbar und deutlich den ungeheuren Sieg neuer und fortschrittlicher Gedankengänge über ein durch seine Volkseindlichkeit und Engherzigkeit von selbst entwurzelt Regime demonstrierte: das Herrenhaus, diese eigentliche Nachtzentrale und stärkste Position des preussischen Junkertums, die Hochburg und der Schutzwall der Pairs, an der noch immer jeder freihelliche Ansturm reflexlos hatte zerbrechen müssen, dieses Herrenhaus, das noch im Kriege verstanden hatte, zu verhindern, daß die in einem letzten Moment gegebene Osterbotschaft des Kaisers und Königs verwirklicht wurde und das dadurch sein altes und großes Schicksal bis zur Unerträglichkeit belastet hatte, wurde abgeschafft, ganz einfach durch einen Federstrich befähigt, ruhelos, fertig und kluglos. Der Weg zum Volksstaat war frei.

Es folgten kurze, aber oftmals recht schwere und verbitternde Kämpfe zwischen den beiden Richtungen in der neuen Regierung, bis endlich die Mitglieder der Unabhängigen Sozialdemokratie aus all diesen Differenzen die Konsequenz ihres Rücktritts zogen und für die zurückbleibenden Mehrheitssozialisten nunmehr die Möglichkeit geschaffen wurde, die Vorarbeiten für die verfassunggebende preussische Landesversammlung zu leisten, die am 13. März 1919 zusammentrat und auf breiter demokratischer und parlamentarischer Grundlage die endgültige verfassungsmäßige Regierung einsetzte. Das Preußen der Revolution war zum parlamentarisch regierten Freistaat geworden.

Was der junge Freistaat Preußen in diesen 13 Jahren geleistet hat, wird gewiß heute noch leidenschaftlich umstritten. Die großen republikanisch gesinnten Massen im Lande wissen, daß sie es Preußen verdanken, wenn wir die junge Freiheit gegen Putzsch und andere Gefahren haben schützen können. So skeptisch und mißtrauisch, so besorgt und vielfach ablehnend die Massen der Republikaner vielen der in mannigfachen Kriegen aufeinander folgenden Regierungen im Reiche gegenüberstanden, die die Zügel schleifen ließen oder zeitweilig gar durch Mitarbeit antirepublikanischer Rechtsparteien zu Kompromissen über Kompromissen gezwungen waren, so stark und zuversichtlich vertrauten sie auch in den kritischsten Zeiten darauf, daß in Preußen Männer saßen, von deren Zuverlässigkeit und Gesinnungstreue man felsenfest überzeugt sein konnte und von deren Wachsamkeit und Energie man erwarten durfte, daß sie nicht allein in Preußen fest die Zügel in der Hand behielten, sondern sich auch verpflichtet hielten, sich jeder gefährlichen Entwicklung im Reiche sofort entgegenzustellen. Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Republikaner, am 13. November vor allem den Mann, der erst als Landwirtschaftsminister und dann als Ministerpräsident in aufsteigender, mühevoller, vor allem aber in ideenreicher, aktiver und aufs höchste verantwortungsbewußter Arbeit Preußen von Grund auf republikanisch konsolidiert und wieder aufgebaut hat, das zu danken, was er uns gegeben hat. Es ist vielleicht ein Glück gewesen, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre stärkste Kraft, ihren klügsten, energischsten und besonnensten Politiker nicht ins Reich hineingeschickt hat, wo durch die unendlichen Krisen und Wirrnisse nur verhältnismäßig wenig republikanische Aufbaubarbeit geleistet werden konnte, sondern daß der Zufall, daß Otto Braun nicht der Reichstagsfraktion, sondern der kleinen sozialdemokratischen Gruppe im Preussischen Landtag angehörte. Ihn für die andere Seite der Wilhelmstraße bestimmt erscheinen ließ. So konnte er, der aus seiner Kenntnis des deutschen Ostens und des rheinischen Industriegebietes, vor allem aber auch aus seiner tiefen Einsicht in die unheilvolle Großagrarien-

Schiedspruch gegen Eisenbahner.

Nochmals 4½ Prozent Lohnabzug.

In dem Lohnkonflikt bei der Reichsbahn wurde gestern nachmittag unter Vorsitz des Schlichters Dr. Joellen folgender Schiedspruch gefällt:

Die §§ 4 und 5 des Lohnarbeits in der Fassung vom 1. April 1931 werden mit Wirkung vom 8. November 1931 ohne zeitliche Unterbrechung wieder in Kraft gesetzt, jedoch mit folgender Maßgabe: 1. Die Stunden grundlöhne des 24jährigen Arbeiters der Ortsklasse A ermäßigen sich in den Lohngruppen 1 bis 7 um 4½ Proz., die anderen Sätze kürzen sich dementsprechend nach der bisherigen Schlüsselung. Soweit die Parteien nicht binnen zehn Tagen nach endgültiger Erledigung des Schlichtungsverfahrens über die Errechnung der einzelnen Sätze einig werden, wird der Reststreit im Wege des Schlichtungsverfahrens erledigt.

Cauffrist mit einmaliger Kündigung bis 31. März 1932. Erklärungsfrist Sonnabend, 14. November 1931, 12 Uhr.

Dieser Lohnabbau nach Schema F ohne jeden Sinn und Verstand muß das gesamte Schlichtungsverfahren schwer kompromittieren. Lohnabbau von 4½ Proz., obwohl die Eisenbahner oft nicht mehr in der Lage sind, die Mieten für die bescheidenen Wohnungen zu zahlen, die die Reichsbahn für die Eisenbahner bauen hat lassen!

Für die Eisenbahner gilt daselbe wie für die Berliner Metallarbeiter. Eine Politik, die die unterste Grenze des Erträglichsten unterschreitet, führt ins Verderben. Der Schlichter Joellen hat von dem Schlichter Körner nichts gelernt!

Ueber den Protest der Eisenbahner berichten wir an anderer Stelle. Die Gewerkschaften werden den Schiedspruch selbstverständlich ablehnen. Der Einheitsverband der Eisenbahner hat sofort seinen Beirat zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen.

Sie treiben zum Bürgerkrieg!

Ein Halbkreuzüberfall auf einen sozialdemokratischen Redakteur versucht.

Stuttgart, 11. November. (Eigenbericht.)

Die Ausschreitungen der Nazis werden auch in Württemberg immer untraglicher.

In Ludwigsburg drang ein Trupp nationalsozialistischer Kommandos in die Geschäftsstelle der sozialdemokratischen „Neckarpost“ ein und fragte die Büroangestellten nach dem Schriftleiter, den Landtagsabgeordneten Schuler. Als ihnen die Antwort gegeben wurde, daß Schuler nicht anwesend sei, erklärte einer der Nazis: „Dann ist leider nichts zu machen. Wir hätten ihn schon gestern haben sollen. Wissen Sie nicht, wo Herr Schuler uns in die Quere kommen kann?“

Ein Reichsbannermann, der die Nationalsozialisten in die Geschäftsstelle eindringen sah, verständigte sofort einige in der Nähe befindliche Kameraden, die die Nationalsozialisten zur Rede stellen. Die Folge waren Auseinandersetzungen auf der Straße. Plötzlich wurden die Reichsbannerleute von etwa 30 auf Fahrrädern aus einer Nazikaserne herbeigeleitete Nationalsozialisten mit Schlagringen und Messern überfallen und verletzt. Als schließlich die Polizei auf dem Kampfplatz erschien, suchten die meisten Nationalsozialisten schleunigst das Weite. Nur sechs Nazis konnten festgenommen werden. Mit ihnen mußten auch die fünf überfallenen Reichsbannerleute den Weg zur Polizeiwache antreten. Nachdem die Nazis und Reichsbannerleute einem Verhör unterzogen worden waren, wurden sie auf freien Fuß gesetzt.

Die Mobilmachung der SA.

Chemnitz, 11. November. (Eigenbericht.)

Die Ortsgruppe Glauchau der Nationalsozialistischen Partei hat dieser Tage an ihre SA-Mitglieder ein streng vertrauliches Rundschreiben folgenden Wortlauts verschickt:

„Ich mache nochmals darauf aufmerksam auf die SA-Bersammlungen zwecks „Alarm“. Es ist unbedingt notwendig, daß sich jeder SA-Mann aufmacht und seine Siebensachen einpackt. Es geht nicht an, daß er erst anfangen will, wenn es zu spät ist. Wer keinen Tornister hat, nimmt den Kuckuck oder einen Karton und packt sein Dienstkleid ein. Dienstkleid müssen angezogen werden. Dabei ist notwendig, daß eine alte Arbeitschale, die er dann wegwerfen kann, darüber gezogen wird und so ungesehen aus der Stadt heraustritt. Stellungsort ist soweit bekannt. Näheres erzählt Ihr in der Bersammlung. Nun bitte ich Euch, wenn Ihr den Zettel gelesen habt, hat er sofort in den Dien zu wandern und nicht erst mit herumschleppen. Also tue jeder seine Pflicht. Heil Hitler! gez.: Wey.

NB. Zur Kontrolle für die eingepackten Tornister kommt in den nächsten Tagen ein Vertrauensmann.“

Auch dieses Rundschreiben in Hitler-Deutsch zeigt, daß die Führung der Privatarmee des Herrn Hitler bei ihrem Anhang immer wieder den Eindruck zu erwecken versucht, als ob es morgen oder übermorgen losginge.

Waffenfunde bei Nationalsozialisten.

Stettin, 11. November.

Bei dem Führer des Sturmes 34 der SA, der NSDAP, Geflügelarmbesitzer Hartwig Bloß in Bullerbruch und bei dem Leiter der Sportschule der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Schriftsteller Hartjeil in Garz, wurden einige Gewehre und Pistolen sowie etwa 400 Patronen beschlagnahmt. Gegen Bloß und Hartjeil sind Strafverfahren wegen Vergehens gegen das Kriegswaffengesetz vom 27. Juli 1927 eingeleitet worden.

Klagges wird forrigiert.

Das Verbot des Braunschweiger „Volkfreund“ als unbegründet aufgehoben.

Auf die Beschwerde des „Volkfreund“ in Braunschweig, die gestern dem Reichsministerium des Innern vom braunschweigischen Innenminister zugegangen ist, hat der Reichsminister des Innern das neuerliche Verbot des „Volkfreund“ als unbegründet aufgehoben.

Das soziale Mietrecht.

Schon Sonnungen bei der Vorbereitung.

Am 9. und 10. November ist im Reichsjustizministerium mit Vertretern der Justiz-, Wohnungs- und Wirtschaftsressorts der Länder die Frage der künftigen Entwicklung des Mietrechts besprochen worden. Bekanntlich sieht die Verordnung des Reichspräsidenten vom 1. Dezember v. J. vor, daß vor Beseitigung der Wohnungszwangswirtschaft eine Ausgestaltung der mietrechtlichen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches unter sozialen Gesichtspunkten erfolgen soll. Die für eine solche Regelung in Betracht kommenden Möglichkeiten wurden eingehend besprochen; dabei herrschte Uebereinstimmung, daß eine Neuregelung in jedem Falle neben den sozialen Bedürfnissen auch den wirtschaftlichen Notwendigkeiten sorgsam Rechnung zu tragen hat. Im einzelnen gingen die Meinungen zum Teil noch weit auseinander; Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Die Angelegenheit wird nunmehr zunächst innerhalb der Reichsressorts weiter geprüft werden.

wirtschaft in Ostpreußen die Krebschäden im Gefüge des alten Preußen erkannt und jahrzehntelang bekämpft hatte, nunmehr, indem er den alten reaktionären Kastenstaat Preußen neu organisierte und umformte, am besten auch am freiheitlichen Ausbau des Reiches und an seiner Sicherung mitwirkte. Hier stand ein ganzer Mann auf dem richtigen Posten. Mit ihm und neben ihm haben viele andere kluge, energische und zum Teil Großes gewirkt. Karl Severings Arbeit, die zeitweilig von Grzesinski zielbewußt und mutig fortgeführt wurde, ist als die des ersten vollstündigen Polizeiministers in Preußen unvergessen. Konrad Haenisch hat für Schule und Wissenschaft mit warmem Herzen und starkem Freiheitsdrang wertvolle Pionierarbeit geleistet, Paul Hirsch klug und vermittelnd manches Positive vollbracht, der zu früh verstorbene Deser, der seine und feuerlöschige Wendorff und noch manche andere haben dem neuen Preußen ihr Bestes gegeben, aber die große Linie der konsequent durchgeführten, niemals abgelenkten Politik bestimmte Otto Braun und hat sie in allen Fährnissen schwerster Wirtschaftskrisen, in den Zeiten, als der Verlust der Rheinlande drohte, in der allgemeinen Nulllosigkeit der letzten Stadien des Ruhrkampfes wie in Duzenden anderer gefährlicher Situationen, wo minder kraftvollere Naturen zurückgemichen wären oder doch den Kompromissweg der teilweisen Resignation beschritten hätten, konsequent und mit der niemals verdohrten, sondern stets von intuitiver Begabung und Verstandesschärfe beherrschten Energie, die man an ihm schätzt, durchgeführt.

Dieser Mann, der schon als ganz junger Kämpfer in der Arbeiterbewegung jahrelang seine lerge Freizeit damit ausfüllte, auf dem Fahrrad durch Schlamm und Morast der ostpreussischen Landstraßen zu fahren, um trotz Gendarmengefahr und bissiger Hunde des Gutsbesizers im kleinsten und abge-

legensten Dörfchen vor den Landarbeitern zu sprechen und sie ihrer trostlosen Lage durch den feurigen Hinweis auf die Kraft der Arbeiterbewegung zu stärken und aufzurichten, weiß zur Genüge, daß man den Feinden der deutschen Demokratie, der Junkerkaste Ostelbiens, nicht durch die berühmte noble Geste, die doch immer nur als Schwäche ausgelegt wird, sondern nur durch Kraft und Ausdauer und durch die richtige und energische Ausübung der Macht, der Staatsgewalt, imponieren kann.

Der Freistaat Preußen tritt in das 14. Lebensjahr unter wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen ein, die in fast phantastischem Umfang schon von denen verschieden sind, die Otto Braun und seine Mitarbeiter am 12. November 1918 vorfanden. Es ist nicht zu Anarchie und Chaos gekommen, wie man prophezeite, aber trotzdem stehen wir durch das Versagen des kapitalistischen Systems in schwerster Wirtschaftsnat und hoch geht die Sturmflut sozialer und politischer Reaktion. Es ist all denen, welche nach wie vor in der republikanischen Abwehr- und Kampfbereitschaft Preußens die Hauptgewähr für die endgültige Sicherung und den sozialen und demokratischen Ausbau der deutschen Republik sehen, eine Hoffnung und eine Beruhigung, zu wissen, daß an der Spitze der preussischen Staatsleitung mit Otto Braun nach wie vor ein Mann steht, der die besten Eigenschaften der deutschen Arbeiterkassette in sich verkörpert, der — rein menschlich gesehen — eine Figur ist, zu der jeder, der ihn kennt, mit hohem Respekt und Sympathie aufsieht und der — politisch betrachtet — eine Führernatur ersten Ranges ist, die in ihrer Geschlossenheit, Gradlinigkeit, Klugheit und Willensstärke uns die Bürgschaft dafür gibt, daß Preußen sich erfolgreich den Kräften entgegenstemmen wird, die der Republik ans Leben und die Arbeiterkassette um die sozialen Fortschritte der Revolution betragen wollen.

Siedler am Ende!

Schwanger Erwerbsgärtneriedlung im Sterben! — Eine Warnung

Bei Beendigung des Krieges verständigten sich eine große Zahl erwerbsloser Gärtner, die auf dem Arbeitsnachweis täglich zusammenkamen, gemeinschaftlich zu siedeln. Die Siedlungsgesellschaft „Eigene Scholle“ vermittelte ihnen Land auf dem aufgeteilten Rittergut Schwante, das 33 Kilometer von Berlin, zwei Stationen hinter dem Vorortendpunkt Velten liegt. Es handelte sich um Ackerstücke von je fünf Morgen, die zu einem Viertel bar bezahlt wurden; die übrigen drei Viertel sollten im Rentengutsverfahren getilgt werden. Das Land, obwohl verwahrloset, war für Gärtnerzwecke nicht schlecht, es bestand bei höher gelegenen Teilen aus Lehmböden, die tieferen Teile waren moorig. Jeder der Siedler war Jahre hindurch von dem Drang befallen, hier eine Siedlung zu schaffen, die vorbildlich für alle anderen der gleichen Art sein sollte. Während der ersten Jahre, wo die Gemüshäuser noch fehlten, gingen viele Siedler in Velten und Hennigsdorf auf Arbeit. Jeder verdiente Groschen wurde in der Wirtschaft verbaut, bis die Häuser in gemeinsamer Selbsthilfe langsam entstanden. Jedes Jahr des Aufbaus wiegt schwerer als ein Jahrzehnt normalen Lebens bei diesen Kolonisten. Nur ging der Weg nicht bergauf, sondern bergab.

Auf einem zerfahrenem Ackerwege gelangt man in das tiefer liegende Siedlungsgelände. „Reuschwante“ lüftet ein Schild voran, und es will besagen, daß hier ein Traum von ländlicher Ruhe und Gelassenheit sein Ende hat. Durch die Gärten, die von primitiven Hecken umgeben sind, findet man überall freien Zutritt zu den kleinen Siedlerhäusern, die, selten mit Ziegeln, nur mit Leerpappe gedeckt sind. Kleine Feldzwideln tragen noch grüne Petersilie in großen Büscheln, sonst ist alles kahl und abgeerntet. Da es Sonntag ist, sind wenig Menschen im Freien.

Im ersten Siedlerhaus ist die Frau beim Wäschelegen beschäftigt. Während ihre zerarbeiteten Hände mit den verkrümmten Fingern an den Falten der Wäsche zupfen, murmelt ihr Mund zusammenhanglose und schwerverständliche Klage. Man versteht nur, daß seit Wochen kein Geld mehr im Hause ist. Im Januar soll der Rest versteigert werden. Die Worte scheinen ohne inneres Echo gesprochen zu sein, als hätte sich zwischen ihrem Bemühen und dem ihr zugefügten Leid eine Scheidewand gehoben. Die Frau zeigt auf die Küchendecke, wo es durchregnet. Das Dach ist nicht mehr dicht; der Putz bröckelt von den Wänden, der Frost sprengt sogar die Backsteine auseinander. Dabei ist das Haus erst 1924 erbaut, dem Siedler wurde für teures Geld minderwertiges Material verkauft. Das Gemüshaus im Garten zeigt ebenfalls ärmlichen Zuschnitt. Es besitzt keine Heizung. Die wenigen Blumen, die es noch enthält, werden bei den ersten Frösten verderben. Bald kommt auch der Mann auf dem Rad aus dem Dorf zurück. Rot und Hilflosigkeit haben sich bei dem schwerhörigen alten Mann zu einem bodenlosen Haß verdichtet, der zur Gewalt greifen will, wenn man ihm im Januar das Haus versteigert.

Der Siedler fährt mich zum Nachbar, der sich ein größeres Haus gebaut hat und zwei Gemüshausanlagen besitzt. Im Haus hat er zwei Mieter aufgenommen, während er sich mit einer kleinen Stube begnügt. Die Gemüshäuser liegen ungenutzt, denn es fehlt an Geld für den Ankauf von Roks zum Heizen. Immerhin ist dieser Siedler, ein alter Afrikaner, der viel Praxis im Ertragen schwerer Dinge besitzt, verständlich genug, die Ursachen des Zusammenbruchs seiner Existenz klar zu durchschauen. Er berichtet über die Entwicklung der Siedlung folgendes:

Durch unermüdete Arbeit versuchten die Siedler, sich aus der furchtbaren Schlinge zu befreien. Sie haben von der Morgendämmerung an bis in die Nacht hinein geschuftet. „Rißt gefahren und Unkraut weggeräumt haben wir noch im Dunkeln, dazu war uns die Zeit am Tage zu kostbar.“ Man probierte die denkbar

möglichsten Arten der genossenschaftlichen Bewirtschaftung durch. Das Gemüse, die Erdbeeren u. a. wurde unter Ausschaltung des Händlers der „Gartenbauzentrale“ in Berlin zum Verkauf übergeben, die sich mit einer Provision von 10 Proz. des Erlöses begnügt. Man fuhr auch selbst mit dem Korb nach der Markthalle, nur lohnte es zuletzt nicht einmal das Fahrgeid.

Der sechsmalige Siedler mit seinem größeren Betrieb hat in den letzten 14 Tagen 7,50 M. eingenommen, wovon noch das Fahrgeid nach Berlin in Abzug gebracht werden muß.

Der vollständig gebrochene starke Mann mit den zerfurchten Rienen, der seine einzige Aufgabe nur noch darin sieht, sein Unglück und das seiner Leidensgenossen durch Bittgänge zum Landtag, zu den Gerichten und den Behörden abzuwenden, führt mich nun zu dem Vorjüngsten der Siedler, weil bei dem „noch Schimmerer“ zu sehen sei. Dieser dritte Siedler, früher ein fühner poli-



Im Januar wird dieses selbsterbaute Siedlerhaus versteigert. Die Schuld besteht in 300 Mark rückständiger Zinsen.

tischer Parteigänger, sagt resigniert, er hätte es sich nicht träumen lassen, wie es ihm einmal auf dem Lande ergehen würde. Mit eiserner Energie versuchte er, in all den Jahren sich dem Schicksal entgegenzustellen. Alles ersparte und erarbeitete Geld hat er zur Vergrößerung und zum Ausbau seines Betriebes verwendet, zeitweise hat er sogar mit Gehilfen gearbeitet. Heute ist auch er gänzlich verschuldet, und der Gerichtsvollzieher hat alles im Haus unter Siegel gelegt. Aber ein Unglück kommt selten allein. In seinem Haus ist der Schwamm, der schon an den Türen hinauffrucht und bereits die Bodentreppe erfaßt hat. Die aus Lehm gestampften Wände stehen zu tief in der Erde, denn während der Inflation gab es für arme Siedler keine Backsteine zu kaufen; die Wände mußten direkt auf das Betonfundament aufgesetzt werden. Der Eigentümer hat die Dielen herausgerissen und will den Fußboden zementieren, wenn er das Haus behalten sollte. Überall riecht es muffig vom Schwamm, der im Holz sitzt. Es sieht fürchterlich

aus, es ist, als ob man in einen verwesten Körper hineinsieht. Wegen 20 M. rückständiger Gemeindesteuern läßt der Amtsvorsteher pfänden. Man nimmt bei dem einen die Hühner, bei dem anderen den letzten Kleiderschrank aus dem Hause, einem dritten deckt man die Glasfenster seines Treibhauses ab. Hier Fenster, das Stück zu 1 M., sind bei der letzten Auktion nur verkauft worden, weil keine Bieter vorhanden waren. Um ganze vier Mark, die nicht einmal im entferntesten die Unkosten der Versteigerung decken, wird ein wichtiges Betriebsmittel zerstört und eine Siedlerexistenz vernichtet. Wegen 200 und 300 M. Verzugszinsen kommt Haus und Hof unter den Hammer...

Der Neffe als Mörder.

Vor Aufklärung des Mordes in der Stephanstraße.

Das Verbrechen an der 60 Jahre alten Frau Marie Schimmelpennig scheint jetzt seiner völligen Aufklärung entgegenzugehen. Nach den Verhören der einzelnen Hausbewohner besteht kein Zweifel mehr, daß der Neffe als Täter in Frage kommt. Es ist der am 30. Dezember 1910 geborene Kurt Thieme.

Thieme läßt sich bei seinen Eltern, die in der Logogstraße wohnen, schon lange Zeit nicht mehr sehen. Er hat ihnen zuletzt einen erheblichen Geldbetrag gestohlen. Als dieser verbraucht war, wandte er sich an seine Tante Schimmelpennig, die ihm eine Zeitlang mit Geld und Lebensmitteln unterstützte. Die Tante war ungehalten über den Lebenswandel des mißratenen Neffen und weigerte sich schließlich, ihm weitere Opfer zu bringen. Zweifelloos ist Kurt Thieme am Mittwoch vormittag mit der Absicht zu Frau Schimmelpennig gekommen, wenn er wieder kein Geld erhalten sollte zu töten.

Die Untersuchung der Toten durch den Gerichtsarzt Professor Dr. Fränkel ergab, daß die Stiche wohl starke Blutungen zur Folge hatten, aber nicht tödlich gewirkt haben. Thieme hatte mit einer eisernen Routeaufsteife seine Tante erdrückt. Als man die Leiche anhub, wurde die Kette unter ihrem Körper gefunden. Der Tod dürfte demnach durch Ersticken eingetreten sein. Der Mörder konnte bisher noch nicht gefaßt werden. Die Kriminalbeamten stellen jetzt, daß Thieme etwa eine halbe Stunde nach der Tat in einem Lokal in der Duhlowstraße mehrere Glas Bier getrunken hat. Da er im Besitze von etwa 200 Mark barem Gelde ist, in anzunehmen, daß er nicht in Berlin bleiben wird.

Großfeuer in Wannsee.

Bootsbau niedergebrannt. — 50 Segelboote vernichtet.

Durch ein Großfeuer wurde gestern nachmittag das sogenannte Alte Seglerhaus in der Großen Seefstraße 24/26 in Wannsee völlig eingeeäschert. Annähernd fünfzig Segelboote und erhebliche Mengen Seglerrequisiten fielen den Flammen zum Opfer.

Das Alte Seglerhaus liegt am Rande des südlichen Wannsee. Es ist ein langgestrecktes, zum Teil massives Gebäude, in dem etwa 45 bis 50 Segelkreuzer und einige Motorboote Winterquartier genommen haben. Aus noch nicht gekläarter Ursache brach in dem Haus gegen 15.30 Uhr Feuer aus. Die Flammen landeten an den leicht brennbaren Booten überaus reiche Nahrung und griffen mit großer Schnelligkeit um sich. Als die Feuerwehr unter Leitung des Baurats Schäfer mit vier Jügen an der Unglücksstätte eintraf, brannte das ganze Gebäude bereits lichterloh. Obgleich sofort zahlreiche Schlauchleitungen eingesetzt wurden, konnte nichts mehr gerettet werden. Die Wehren bemüht sich in der Hauptsache darauf beschränken, ein Uebergreifen des Feuers auf benachbarte Bootshäuser zu verhindern. Der Schaden beträgt nach einer vorläufigen Schätzung weit über 100 000 Mark.



„Germaine, ich bin nicht hierher gekommen, um meine Ferien in Genf zu verleben, sondern ich werde überhaupt nicht mehr nach Deutschland zurückkehren. Ich fühle mich diesem Sturm nicht gewachsen — ich kann da nicht mitmachen. Germaine, du weißt ja wohl, was im Balkan passiert ist. Deutschland ist ein Oesterreich geteilt, ein Land wird das andere nach sich ziehen — und Deutschland wird der Mittelpunkt in diesem Kampf sein. Germaine — ich bin kein Kriegsmann — ich bin kein Held, will auch keiner sein. Ich liebe Deutschland — ja, mehr noch, es ist mir Heimat, geistige und seelische Heimat geworden. Daß Beethoven ein Deutscher war — schon das allein verbindet mich unlosbar mit diesem Land, ganz abgesehen von allem anderen, durch das ich mich Deutschland tief verpflichtet fühle. Aber, Germaine, ich kann nicht kämpfen gegen Frankreich, denn ich bin Franzose, auch wenn ich Schweizer von Geburt bin. Ich liebe die französische Kultur, ich bin heimisch in der Geistesgeschichte dieses vielleicht verkanntesten Volkes in Europa. Ich glaube, seine Tiefen, seine unterirdischen Quellen, seine ungeheure Fülle von Spannungen, von Energien besser zu kennen, als selbst die meisten meiner Landsleute, die seit Jahren glauben, Frankreich liege im Sterben.“

Germaine sahte immer noch nicht, was geschehen war. „Aber das gibt es doch nicht, Vater“, sagte sie fassungslos, „Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, das ist doch einfach unmöglich.“

„Es ist möglich, Germaine, es ist mehr als das, es ist so wahrscheinlich, daß nicht mehr daran zu zweifeln ist. Wie oft du denn keine Zeitungen? Und redest du mit niemand? Man spricht ja von nichts anderem, als von dem österreichisch-serbischen Konflikt.“

„Unser Russe hat davon gesprochen, ja, aber niemand konnte das doch ernst nehmen. Es ist doch einfach nicht möglich, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert einen Krieg erleben sollen — ich fasse das einfach nicht...“

„Du wirst es fassen müssen, Germaine, die Tatsachen werden dich dazu zwingen! In der Politik gelten andere Befehle als in der Literatur, Befehle von einer grenzenlosen Primitivität... Denn wir leben noch in der Barbarei, Germaine, wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, wir sind genau so raubgierig, so egoistisch, so beutelfüßler, wie unsere Vorfahren es vor ein paar Jahrtausenden waren. Aber ich mache nicht mit bei diesem Beutefeldzug, ich kann es einfach nicht. Mich widert das an. Ich kann nicht schießen auf Menschen, die so unschuldig sind an diesem Krieg, wie ich selbst, und ich will nicht Werkzeug sein in diesem Wahnsinn.“

„Vater“, — Germaine umschloß seine Hand, sie schien jetzt erst alles zu begreifen — „um Gotteswillen — selbstverständlich darfst du nicht mitmachen! Wie kannst du jemals kämpfen gegen Frankreich!“

„Und wie kann ich jemals kämpfen gegen Deutschland! Germaine — das ist für mich das gleiche. Ich stehe zwischen beiden Ländern, weil beide meine Heimat sind, weil ich beiden unendlich viel verdanke. Darum bin ich hierhergekommen. Germaine, ich habe schon mit meinem alten Freund gesprochen. Ich werde hier am Konservatorium unterrichten, vielleicht kann ich auch Vorlesungen halten — das wird man sehen. Einstweilen kann man nur abwarten und hierbleiben.“

„Und was wird aus Mama und Walter?“ fragte Germaine leise.

„Ich habe Mama gebeten, gleich mitzukommen, aber sie konnte sich nicht entschließen dazu. Sie will noch einige Tage warten, denn auch sie glaubt immer noch, daß sei nicht möglich, daß wir einen Krieg erleben sollen. Aber sie hat mir versprochen, in diesem Fall sofort alle Schritte zu tun, um das Haus zu verkaufen und wird dann mit Walter ebenfalls hierherkommen.“

Dunkler und dunkler wurde das Gewölk, das über dem See aufzog. Weißer Gischt lag auf dem Wasserspiegel. Windstöße jagten über die Wellen, auf deren Kämmen hungrige Möven ihr Spiel trieben.

„Komm, Germaine!“ Loriot sagte die noch immer wie erstarrt Dastehende am Arm. „Wir wollen rasch die paar Schritte zurückgehen und dann nach Genf fahren. Ich habe den Chauffeur warten lassen. Vielleicht sind bereits neue Nachrichten da — vielleicht sind die Würfel bereits gefallen!“

In ihrem altmodisch, aber behaglich eingerichteten Wohnzimmer ging Fräulein Chalumeau etwas unruhig auf und ab. Es war 11 Uhr vorüber, und noch immer war Germaine

nicht zurück. Sie wollte zum Abendessen kommen — allerdings hatte sie wohl den Vater getroffen, der ihr nach Coppet nachgefahren war. Aber so lange auszubleiben, ohne ein Wort der Benachrichtigung? Außerdem hatte ihr auch Professor Loriot versprochen, am heutigen Abend ihr Gast zu sein, und Suzanne hatte in der Küche besonders eifrig ihres Amtes gewaltet, um die Pension ihrer Herrin in das beste Licht zu setzen. Fräulein Chalumeau schüttelte den Kopf. Aber dann setzte sie sich in ihre Sofaede, ergriff ein kleines Büchlein, das die Heilungen in Lourdes mit großer Anschaulichkeit aufzählte und begann zu lesen.

Ein zweimaliges, kurzes Klingelzeichen! Das war Germaine. Rasch erhob sich Fräulein Chalumeau und warf einen kurzen Blick in den goldumrahmten Spiegel über dem Sofa. Auch Herr Loriot würde ja wohl die Tochter begleiten, und Fräulein Chalumeau legte großen Wert darauf, mit den Eltern ihrer Pensionäre in den besten Beziehungen zu stehen.

Aber vor der Tür stand die ihr seit langem befreundete Schwester Henriette aus dem Krankenhaus St. Michel. Sie trug Germaines kleine Ledermappe in der Hand.

„Wir wollen hineingehen“, sagte sie leise, als Fräulein Chalumeau den unerwarteten Besuch erschreckt ansah, da das ernste Gesicht der Schwester ihr irgendein Unglück verriet. Im Wohnzimmer drückte sie die Freundin sanft auf das Sofa und setzte sich ihr gegenüber.

„Fasse dich, Louise“, sagte sie, „ich bin selbst gekommen, denn du wärest sicherlich noch viel mehr erschrocken, wenn du die Nachricht durch Fremde erfahren hättest. Germaine Loriot und ihr Vater sind bei uns eingesperrt worden. Der Chauffeur behauptet, auf Befehl von Herrn Loriot so schnell gefahren zu sein, daß er im entscheidenden Augenblick nicht bremsen konnte. Er ist in eine Barriere hineingerauscht. Das Auto hat sich überschlagen. Herr Loriot ist mir unter den Händen gestorben, er hatte schwere innere Verletzungen. Der Chauffeur hat einen Beinbruch und Querschnitten. Germaine ist verhältnismäßig leicht verletzt, die Schulter war ausgerenkt, und sie hat starke Hautabschürfungen am ganzen Körper.“

„Es ist Gottes Wille, Louise, setzte sie mit einem tröstenden Blick auf ihr Gegenüber hinzu, daran können wir nichts ändern. Ich habe sofort nach Deutschland telegraphiert, denn Germaine ist völlig fertig mit ihren Nerven. Ob Frau Loriot allerdings kommen kann, scheint mir fraglich, denn soeben ruft man auf den Straßen aus, daß Oesterreich den Krieg erklärt hat.“ (Fortsetzung folgt.)

Goebbels Wunschtraum.

Was er sich vom Gerichtsvorherrn sagen lassen mußte.

In Moabit gab es zur Abwechslung wieder einmal Goebbels-Vorstellung: der große Redner von Hitlers Gnaden im Sportpalast und großer Schweiger im Gerichtssaal fand plötzlich die Sprache wieder und mußte sich vom Vorherrn sagen lassen: Sie sind hier Angeklagter...

Vg. Dr. Goebbels war vom Schöffengericht Charlottenburg wegen öffentlicher Beleidigung des Professors der Technischen Hochschule Riebenjam zu 5000 Mark Geldstrafe verurteilt. Am 18. Januar 1930, dem Reichsgründungstage, wurde in der Technischen Hochschule ein Flugblatt „Kommissionen, macht nicht mit“ verbreitet, in dem die Studenten aufgeföhrt wurden, sich der Reichsgründungsfeier, auf der der große „Schauspieler Professor Riebenjam“, Sohn des jüdischen Getreidehändlers Chaim Riebenjam, sprechen würde, fernzuhalten. Das Flugblatt war veremntwöhrt mit Dr. Goebbels gezeichnet. Prof. Riebenjam, der nebenbei gesagt, nicht Jude ist, stellte eine Beleidigungsklage, das Ergebnis war: 5000 M. Geldstrafe.

In der gestrigen Berufungsverhandlung sprach Goebbels also kein Schweigen im Gerichtssaal. Er erklärte, daß hier ein Mißbrauch mit seinem Namen vorliege, er habe von dem Flugblatt erst aus der Anklageschrift Kenntnis erhalten. Weahalb er in der ersten Verhandlung geschwiegen habe? Weil er von Berliner Gerichten in einer Weise behandelt worden sei, die allen bisherigen Gepflogenheiten der Rechtspflege Hohn gesprochen hätte. Weahalb er sich nicht geäußert habe, als er die Anklageschrift erhalten? Weil er wichtigeres zu tun habe, als Anklageschriften zu lesen. Wie seine Vermögensverhältnisse seien? Er sehe keinen Anlaß sich darüber zu äußern, er sei unschuldig; halte das Gericht eine Strafe für erforderlich, so mag es ihn zu Gefängnis verurteilen, damit dieser „Unfug auch praktisch durchgeführt“ würde. Als dann Staatsanwaltschaftsrat Dr. Steenig wissen will, ob der Drucker Findeisen, der das Flugblatt verlegt hat, auch vom Gau Berlin der NSDAP Druckaufträge erhalte, gerät Goebbels in höchste Erregung: Was glaube eigentlich der Staatsanwalt, sollte etwa er, der Reichspropagandachef der NSDAP, Druckaufträge erteilen. Und darauf wöhrtlich: Was denkt der Staatsanwalt, ich bin doch nicht Prokurist einer Firma, ich bin Führer der größten Partei Deutschlands. Und der Vorherr: Bis jetzt habe ich nicht gewußt, daß Sie Führer der Partei sind. Der große Goebbels ganz kleinlaut: Wenigstens in Berlin.

Professor Riebenjam, der in der ersten Instanz gegen das Flugblatt ziemlich scharfe Töne fand und sich eben erst auf dem Korridor recht freundlich mit Goebbels unterhalten hatte, nahm diesmal eine veröhnlische Stellung ein. Er meinte, daß das Flugblatt vielleicht auch nicht von den nationalsozialistischen Studenten hergeröhrt habe, da sich unter der Abordnung, die ihn aus Anlaß des Flugblatts vor der Reichsgründungsfeier aufsuchte, auch ein Vertreter dieser Studenten befunden habe. Im übrigen habe der „Angriff“ seine Berichtigung angenommen.

Das Gericht sprach Goebbels frei: es sei nicht ausgeschlossen, daß in diesem Fall mit seinem Namen Mißbrauch getrieben worden sei.

Wieder ein Raubüberfall.

Die Täter bereits eine Stunde später verhaftet.

In den gestrigen Nachmittagsstunden versuchte der 23jährige Walter Hellmuth ff. die Frau eines früheren Arbeitgebers, des Bahnhofsbesizers des Horden- und Tapetengeschäfts Schönberg in der Park-Singer-Str. 103, mißbrauchend zu überfallen. Der Täter ersehnte gegen 14.30 Uhr im Laden und wollte eine angeblich rückständige Lohnforderung kassieren. Als Frau Sch. ihn aufzuerforderte, wiederkommen, wenn ihr Mann anwesend sei, fiel ff. plötzlich über sie her und schlug sie mit einem harten Gegenstand zu Boden. Dann versuchte er, die Ladentasse zu plündern. Die Ueberfallene setzte sich aber heftig zur Wehr und es kam zu einem erbitterten Handgemenge. Dabei riß Frau Schönberg dem Täter von seiner Joppe eine Taschenuhr ab. Dieser Stoffchen wurde ff. bereits knapp eine Stunde später zum Verhör gebracht. Mit einem Komplizen, dem 18jährigen Alfred G., der vor dem Geschäft Schmiere gestanden hatte, wurde er in der Frankfurter Straße von Beamten des Raubdezernates erkannt und festgenommen.

Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Kommunistischer Landtagsabgeordneter verurteilt / Kriminalassistent und Stahlhelmann.

Der kommunistische Landtagsabgeordnete Grasse stand vor dem Einzelrichter. Die Anklage gegen ihn lautete auf Widerstand gegen die Staatsgewalt und Aufreizung zum Ungehorsam gegen polizeiliche Anordnungen. Am 2. Juni fand auf dem Alexanderplatz eine kommunistische Demonstration statt. Die Polizei schritt ein, die Demonstranten wurden abgedrängt, ein älterer Mann rief: „Nicht auseinandergehen, sie haben uns nichts zu sagen!“ Ein Polizeiwachmeister forderte den Rufer auf, weiterzugehen, er ging nicht, der Beamte war gerade im Begriff, von seinem Gummiknüppel Gebrauch zu machen, der Mann hielt den Gummiknüppel fest und wurde unter Widerstand zum Polizeiauto geschleppt, er legitimierte sich als Landtagsabgeordneter Grasse und ward auf dem Polizeiauto verhaftet. Herr Grasse bestritt, die Menge zum Ungehorsam aufgefordert zu haben, er wollte bloß intervenieren haben, als die Polizeibeamten einen jungen Menschen mit dem Knüppel unter die Autos gejagt hätten. Herr Grasse hatte auch einen Zeugen zur Seite, der seine Darstellung bestätigen zu müssen glaubte, die Aussagen der Polizeibeamten ließen aber keinen Zweifel darüber, daß dieser Zeuge, gelinde gesagt, sich im Irrtum befinden müsse. Das Gericht verurteilte Grasse laut Antrag zu 7 Wochen Gefängnis.

Am 22. März fand anläßlich des Volksbegehrens im Lustgarten eine Stahlhelmskundgebung statt. Die Rede des Stahlhelmsführers war zu Ende, das Publikum war im Begriff auseinanderzugehen, da hörten einige Polizeibeamte, wie ein Mann hinter ihnen sagte: „Na habt Ihr die Rede gehört? Hoffentlich seid Ihr jetzt überzeugt!“ Einer der Beamten meinte dazu: Das geht Sie gar nichts an. Worauf der Mann sagte: Es piept wohl da? und dabei mit dem Zeigefinger nach dem Kopf zeigte. Der Polizeiwachmeister Bange forderte den Mann auf, mit zur Wache zu kommen. Dieser leistete der Aufforderung keine Folge, er wurde zum zweitenmal aufgefordert, mit demselben geringen Erfolg. Da sahen die Polizeibeamten zu, der Mann stemmte sich dagegen, wurde aber schließlich übermächtig und zur Polizeiwache gebracht. Dort weigerte er sich, eine Legitimation vorzuzeigen. Erst als mit der Einkleinerung ins Polizeipräsidium gedroht wurde, legte er seine Legitimationspapiere vor und entpuppte sich als Kriminalassistent Ober. Vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte spielte er heute die gekröhnte Unschuld: Er sei kein Stahlhelms-

Erwerbslosenküchen in Berlin

Frankfurt macht Schule — Erwerbslose helfen sich selbst

In Baumschulenweg ist nach dem Muster der von Ernst Rahn im „Vorwärts“ beschriebenen Frankfurter Erwerbslosenküchen ein Heim für die Arbeitslosen als ein Werk solidarischer Zusammenarbeit aller Volksschichten entstanden. Durch das Entgegenkommen städtischer Stellen und durch die Unterstützung verschiedener privater Firmen ist unter Mitarbeit von Vertretern fast aller politischen Parteien mit Unterstützung evangelischer und katholischer Kirchenkreise der sozialdemokratischen Initiative schönster Erfolg beschieden.

Um die Schaffung des Heimes hat sich besonders der sozialdemokratische Abgeordnete Lempert verdient gemacht. Das Haus liegt in der Lioolstraße 176 in Baumschulenweg. Die Räume sind von der Darmstädter und Nationalbank zur Verfügung gestellt worden und die Bank hat sich auch bereit erklärt, die Heizungskosten für den ganzen Winter zu übernehmen. Mehrere große freundliche Räume sollen verzweifelten Arbeitslosen das fehlende zu Hause ersetzen. Da gibt es ein schönes großes Wohnzimmer für Jugendliche, in dem auch alles Material für Schreibarbeiten vorhanden ist, daneben ist für die Alten ein schönes Wohnzimmer mit Sofas und bequemen Sesseln entstanden und für arbeitsfähige Frauen stehen in einem anderen Raum Nähmaschinen und Zuschneidetische zur Verfügung. Das Material für die Arbeiten kommt kostenlos zur Verfügung. Es fehlt auch nicht an einem Kuchentisch, in dem sogar ein Kaviar vorhanden ist. Die beiden größten Zimmer sind als Eßräume hergerichtet, der eine ist für die Frauen und Mädchen, der andere für die Männer bestimmt. Hier sollen besonders jugendliche Erwerbslose, die kein Heim besitzen, die Möglichkeit haben, an sauberen Tischen das Mittagessen, das für 10 Pfennig geliefert wird, einzunehmen. In einem Nebenraum, der als Kochküche hergerichtet ist, können sich die Gäste des Heimes selbst Kaffee, Tee und Tee zubereiten, auch hier wird alles Notwendige kostenlos verabfolgt.

Erwerbslose kochen für Erwerbslose.

Wie in dem ganzen Hause alle Arbeit von Erwerbslosen geleistet wird, so wird auch das Essen, das in der ehemaligen städtischen Volkstische Johannisthal, die das Bezirksamt Treptow dem guten Zweck dienstbar machte, von Erwerbslosen zubereitet. Das Essen wird jeden Mittag mit einem Wagen in großen Thermosbehältern in das Erwerbslosenheim geschafft. Hier gelangt es zur Verteilung. Arbeitslose und Sozialrentner, die nach ein beschriebenes Heim ihr Eigen nehmen, können das Essen mit nach Hause nehmen, die anderen finden sich an der gemeinsamen großen Mittagstafel zusammen. Die Räume können 80 bis 90 Menschen aufnehmen, bei der Speisung werden jetzt 150 Portionen ausgegeben, man will die Zahl der Portionen jedoch allmählich bis zu 400 steigern. Es ist schon jetzt gelungen, die Mittel, die durch Spenden und Sammlungen aufgebracht werden, für fast den ganzen Winter sicherzustellen.

Das schöne Erwerbslosenheim ist täglich von 10 bis 20 Uhr durchgehend geöffnet. Hierzu Heimleiter und Heimleiterinnen sorgen für die notwendige Ordnung. Es ist erfreulich und erfüllt uns mit besonderem Stolz, daß sich in ganz besonderer Maße Angehörige der Sozialdemokratischen Partei für diese Zwecke zur Verfügung gestellt haben.

Gestern wurde das Heim unter Anwesenheit des Bürgermeisters des Bezirks Treptow, unseres Parteifreundes Brunow, des Stadtrates Richter und des Stadtarztes Dr. Röder, die auch beide Sozialdemokraten sind, seiner Bestimmung übergeben. Als Vorsitzender des überparteilichen Hauptauschusses, in dessen Händen die Betreuung des Heimes liegt, sprach Stadtverordneter Lempert kurz über den Sinn und Zweck des Hauses. Die zahlreich erschienenen arbeitslosen Männer und Frauen, junge und alte, erquideten sich dann bei Kaffee und Kuchen.

Neue Preiskämpfe

Die Konkurrenz der Brotfabriken — Um den Kartoffelpreis

Vielach müssen in Berlin jetzt schon im November 40 Pf. für 10 Pfund Industrie-Kartoffeln bezahlt werden. Damit beginnen langsam die billigen Kartoffelpreise der vergangenen Wochen aus dem Stadtbild zu verschwinden. Bei dem geschmähten Einkommen der Berliner Bevölkerung wird diese Preiserhöhung für eines der wichtigsten Nahrungsmittel als außerordentlich drückend empfunden. Die Preisauflage der Ladenhändler machen sich die fliegenden Händler mit ihren Verbefuhrwerten zunutze. Sie holen sich oftmals die Kartoffeln direkt vom Bauern und bieten die Kartoffeln unter Ausschaltung des Zwischenhandels für 30 Pf. je 10 Pfund an.

Noch scharfer tobt der Kampf um die Gestaltung des Brotpreises in Berlin. Man kann feststellen, daß die Beschlässe der Brotfabriken, die letzte Preiserhöhung der Ladenbäcker nicht mitzumachen, diesen die Uebervorteilung der Berliner Bevölkerung reichlich verfallen haben. Stichproben im Stadtteil Gesundbrunnen bewiesen beispielsweise, daß um rund ein Viertel der dortigen Ladenbäcker es gewagt hat, den Preis für das Zweieinhalb-Pfund-Brot auf 50 Pf. und den für das Dreieinhalb-Pfund-Brot auf 70 Pf. zu erhöhen. Die Mehrzahl der Bäcker beschränkt sich auf einen Brotpreis von 48 bzw. 68 Pf. Hier im „hohen Norden“ wirkt sich die Konkurrenz der Brotfabriken besonders aus, da die verschiedenen Großbäckereien in jeder Straße eine Filiale unterhalten. Noch wie vor ist die Preisstufung in diesen Filialen wie folgt: Zweieinhalb-Pfund-Brot = 45 Pf., Dreieinhalb-Pfund-Brot = 65 Pf. und Fünf-Pfund-Brot = 90 Pf. Gegen Vorzeigung des amtlichen Ausweises erhalten die Erwerbslosen dann außerdem noch je Zweieinhalb-Pfund-Brot 4 Pf. Rabatt, also ein Brot für nur 41 Pf. Unter dem Druck dieser Konkurrenz hat ein Ladenbäcker in der Stettiner Straße beantragt, daß er an Erwerbslose ein Zwei-

einhalb-Pfund-Brot schon für 40 Pf. abgibt. Selbst das trutzige Landbrot vermag in diesem Stadtgebiet seinen 32-Pf.-Preis nicht mehr ganz zu halten; ein Milchbäcker in der Soldiner Straße bietet das übliche Landbrot für 45 Pf. an. Nicht übersehen werden darf auch die Brotverkaufsstellen eines Berliner Zeitungsvorgelages, wo an Erwerbslose ein Zweieinhalb-Pfund-Brot für 38 Pf. verkauft wird.

In Moabit kann man deutlich sehen: je weniger die Konkurrenz einer in der Nähe befindlichen Brotfabrikzentrale drückt, desto teurer das Bäckerbrot. Hier in Moabit hat übrigens der größere Teil der Ladenbäcker die letzte Brotpreiserhöhung mitgemacht. Nur vereinzelt wird das Zweieinhalb-Pfund-Brot noch mit 47 oder 49 und das Dreieinhalb-Pfund-Brot mit 65 oder 67 Pf. abgegeben. Als wir vor einem Vierteljahr Stichproben zur Ermittlung des Brotpreises in Moabit machten, erwähnten wir eine Bäckerei in der Gohlwischstraße, wo sich der Brotpreis in 45, 60 und 85 Pf. stufte, bei den großen Brotforien also noch unter dem Preis der Brotfabriken lag. Dieser Bäcker hat im Gegensatz zu seinen Kollegen bis heute den billigen Preis beibehalten und erzielt dabei, wie der Augenchein lehrt, einen außerordentlich hohen Umsatz.

Am Süden der Stadt ist das Bild ähnlich wie in Moabit. Nur daß hier noch weit mehr Ladenbäcker die Brotpreiserhöhung mitgemacht haben; fast allgemein müssen 50 bzw. 70 Pf. gezahlt werden. Allerdings fehlt auch hier nicht der groteske Zustand, daß zwei konkurrierende Bäcker in einer kleinen Nebenstraße erhebliche Preisdifferenzen haben; nimmt der eine 50 und 70 Pf., dann der gegenüberliegende Konkurrent 45 und 65 Pf.

Allgemein kann noch gesagt werden, daß durch die Konkurrenz der Brotfabriken auch der Schrippenpreis gesenkt worden ist: fast überall sind die Bäcker gezwungen, 4 Schrippen für 10 Pf. zu liefern.

mann, habe sich harmlos mit seinen Bekannten unterhalten. Der Staatsanwalt beantragte zwei Monate Gefängnis.

Das Gericht verurteilte die Verhandlung zum zweitenmal: es sollen wieder neue Zeugen geladen werden...

Philharmoniker — Sinfoniker.

Städtische Zuwendungen in gleicher Höhe für beide Orchester

Im Haushaltsauschuh der Stadtverordnetenversammlung sind Kaufverträge für die seit Jahren an das Philharmonische und das Berliner Sinfonieorchester von der Stadt gewährten Unterstützungssummen getroffen worden. Nach dieser Neuregelung und nach den vom Magistrat festgelegten Beträgen wird am Schluß des Etatsjahres jedes der beiden Orchester 180 000 Mark städtischer Subventionen erhalten haben. In einem Teil der bürgerlichen Presse wurde wegen dieser Kaufverträge großer Lärm geschlagen, weil man in gewissen Kreisen glaubt, die Philharmoniker gegenüber dem Berliner Sinfonieorchester bevorzugt behandeln zu müssen. Im Ausschuh haben sich die Sozialdemokraten besonders für das Sinfonieorchester eingesetzt, weil es sich um die vollständige Kunstvermittlung besondere Verdienste erworben hat. Auf zahllosen Volkskunstveranstaltungen haben die Mitglieder des Sinfonieorchesters mitgewirkt, während es meist unmöglich war, die Philharmoniker zu gewinnen. Außerdem war für die Haltung der Sozialdemokraten mitentscheidend, daß das Philharmonische Orchester laufend große Auslandstourneen unternimmt, die ihm erhebliche Summen einbringen.

Freie Sozialistische Hochschule. Der nächste Vortrag findet am kommenden Sonnabend, dem 14. November, 1934 Uhr, im Plenarsaal des ehemaligen Herrenhauses, Leipziger Straße 3, statt. Es spricht der Genosse Prof. Dr. Siegfried Reich. Besatz anläßlich des 100. Todestages Hegels über das Thema: „Hegel und der wissenschaftliche Sozialismus“. Karten zum Preise von 50 Pf. sind im Büro des Bezirksbildungsausschusses, der Arbeiterjugend Groß-Berlin, des Frauenbüros der SPD, und des Bezirksausschusses für Arbeiterwohlfahrt, sämtlich Lindenstraße 3, 2. Hof links, 2 Treppen, zu haben; ferner: Bank der Arbeiter,

Angestellten und Beamten, Ballstraße 65 — Deutscher Holzarbeiterverband, Rungestraße 30 — Verlagsgesellschaft des VDB, Wot. Sortiment, Inelstraße 6a — Buchhandlung A. H. W. Dieß, Lindenstraße 2 — Verband der graphischen Hilfsarbeiter, Ritterstraße, Ecke Luisenauer — Zigarengeschäft Horich, Engelauer 24—25, Gewerkschaftshaus — JbZ, Hedemannstraße 12 — Verlag des Bildungsverbandes der Deutschen Buchdrucker, Dreilindstraße 5 — Geschäftsstelle des Touristenvereins „Die Naturfreunde“, Johannisthal, Straße 15. Karten für Erwerbslose und Studenten zu ermäßigten Preisen an der Abendkasse.

Der Schuß durch die Fensterscheibe.

Sozialdemokrat durch Halsfuß schwer verletzt.

Eine schwere Kugel, die zwei noch unbekannte Täter zu Hebern hat, hat sich gestern abend in der Grünhäger Straße abgepielt. Durch das Fenster des Lokals, Grünhäger Straße 63, wo der Zahlabend der 19. Abteilung stattfanden sollte, fiel ein Schuß, der den Bezirksführer Gen. Jodara aus der Soldiner Straße 5 am Hals so schwer verletz, daß seine Ueberführung in das Virchow-Krankenhaus notwendig wurde. Die Täter entkamen unerkannt. Die gefährliche Kugel soll angeblich dem Wirt des Lokals gesollten haben. Die Polizei ist mit der weiteren Untersuchung beschäftigt.

Wie uns in später Nachtstunde mitgeteilt wird, konnte einer der Täter, ein Mann namens Krüger, von der Polizei verhaftet werden.

Hundsteuer in Monatsraten. Die Berliner Organisation von Hundesfreunden „Mensch und Hund“ voranhalten freitag, den 12. November, 20½ Uhr, im „Rationalhof“, Bülowstr. 37, eine Versammlung aller Hundesfreunde, um den Magistrat zu ersuchen, die Hundsteuer nicht wie bisher vierteljährlich, sondern monatlich entrichten zu dürfen. Eintritt frei!

Schütze den Hals! —
glinge ihn täglich — große trocken mit
Wohlbefind



Nicht viel dazu gelernt.

Der neue Gesetzentwurf über die Aktienrechtsreform.

Als sich in den letzten Monaten die Skandale im Aktienwesen häuften, entschloß sich die Regierung — nicht zum wenigsten dank der energischen Vorstöße der Sozialdemokratie —, die dringlichsten Bestimmungen ihres Reformentwurfes vom vorigen Jahr mit einigen durch die neueren Erfahrungen gebotenen Änderungen durch die Rotverordnung vom 19. September in Kraft zu setzen. Alle übrigen Bestimmungen der Aktienrechtsreform sollten auf dem Wege der ordentlichen Gesetzgebung erledigt werden. Nunmehr hat das Reichsjustizministerium den endgültigen Entwurf über die Aktienrechtsreform der Öffentlichkeit vorgelegt, der alle Bestimmungen außer jenen enthält, die bereits durch die Rotverordnung geregelt wurden.

Der neue Entwurf lehnt sich, wie nicht anders zu erwarten war, eng an den alten Entwurf an. In einer Reihe von Punkten werden zwar Änderungen gegenüber dem alten Entwurf vorgenommen, die meisten sind aber vom gesamtwirtschaftlichen Standpunkt nicht sehr wichtig. Die wichtigsten Veränderungen des neuen Entwurfs sind folgende:

Die Bestimmungen über den Aufsichtsrat werden dadurch verbessert, daß entsprechend der sozialdemokratischen Forderung die

Betriebsratsmitglieder im Aufsichtsrat

ausdrücklich als Teil des Aufsichtsrates bezeichnet werden. Außerdem wird ihnen, ebenfalls entsprechend unserer Forderung, das bisher olefisch von Unternehmensverwaltungen und Gerichten bestrittene Recht gegeben, an den Generalversammlungen teilzunehmen. Uebrigens sind sie von dem Stattfinden der Generalversammlung und ihrer Tagesordnung rechtzeitig vorher zu verständigen. Hingegen verweigert auch der neue Entwurf den Betriebsräten das von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in ihrem Antrag vom 14. Oktober geforderte Recht, allen Sitzungen der vom Aufsichtsrat eingesetzten Ausschüsse beizumohnen.

Wird den Betriebsräten im Aufsichtsrat dieses Recht nicht gegeben, so bleibt der Umgehung der gesetzlichen Rechte der Betriebsräte durch die Einziehung von Unterauschnitten des Aufsichtsrats weiter Tür und Tor geöffnet. Und es ist doch zur Genüge bekannt, in wie vielen Unternehmen heute die Vertretung der Betriebsräte im Aufsichtsrat auf dem Papier steht, weil alle wichtigen Fragen dem Aufsichtsrat entzogen und Ausschüssen übertragen wurden, an denen die Betriebsräte nicht teilnehmen dürfen.

Das Recht der Aktienminderheit.

Neu ist ferner eine Bestimmung, wonach eine Aktienminderheit, wenn sie 10 Prozent des Grundkapitals erreicht, das Recht hat, einen Vertreter in den Aufsichtsrat zu entsenden. Sind mehrere Minderheitsgruppen vorhanden, so hat nur die stärkste unter ihnen das Vertretungsrecht. Mit dieser Bestimmung will man offenbar die vielfach erhabenen Vorwürfe, daß der Entwurf des Reichsjustizministeriums die Rechte der Minderheitsaktionäre noch immer nicht genügend schützt und der Verwaltungsdiktatur noch immer zu viel Spielraum lasse, beschwichtigen. Man wird abwarten müssen, ob und wie sich das im neuen Entwurf vorgesehene Instrument der Minderheitsvertretung im Aufsichtsrat in der Praxis bewährt.

Sollen durch die angeführte Bestimmung die Rechte der größeren Aktienminderheiten gestärkt werden, so würden durch eine andere Bestimmung die Rechte der kleineren Aktienminderheiten gegenüber dem alten Entwurf verschlechtert werden. Nach dem alten Entwurf konnte jeder Aktionär in der Generalversammlung Auskünfte verlangen und, wenn sie ihm verweigert wurden, die vorgesehene Spruchstelle anrufen. Nach dem neuen Entwurf hingegen ist dieses Recht an einen mindestens 10-prozentigen Aktienbesitz geknüpft. Es ist nicht zu verstehen, warum diese Verschlechterungen vorgenommen wurden, da ohnehin gegen den Mißbrauch des Auskunftsrechts genügende Sicherungen vorgesehen sind.

An den gefährlichen Bestimmungen über die Stimmrechtsaktien

wurde trotz der scharfen Kritik, die gerade dieser Teil des alten Entwurfs gefunden hat, nichts Wesentliches geändert. Ein gewisser Fortschritt besteht darin, daß bei nicht voll eingezahlten Aktien das Stimmrecht nur im Verhältnis des eingezahlten Betrages ausgeübt werden kann. Damit wird mit dem Mißbrauch aufgeräumt, daß Aktionärgruppen, die ihre Aktien nur zu ¼ eingezahlt hatten, doch das volle Stimmrecht, also in Wirklichkeit vierfaches Stimmrecht besaßen. Aber die Bestimmungen über die eigentlichen Stimmrechtsaktien bleiben unverändert, nur für die Übertragung von Stimmrechtsaktien wird eine kleine Erleichterung vorgesehen. (Nach dem alten Entwurf konnte sie mit einfacher Stimmenmehrheit beschlossen werden, nach dem neuen Entwurf nur mit der Mehrheit des bei der Beschlussfassung vertretenen Grundkapitals.)

Damit würde der Skandal der Stimmrechtsaktien zunächst für drei Jahre unverändert bestehen bleiben, und erst dann wäre die Möglichkeit geschaffen, die Stimmrechtsaktien abzuschaffen, wenn die Mehrheit des Grundkapitals es beschließt. Es ist von den Vorkämpfern der Aktienrechtsreform mit Recht betont worden, daß die ganze Reform ein Torso bleiben muß, solange man das wichtigste Instrument des Mißbrauchs der Verwaltungsmacht, die Stimmrechtsaktie, unbehelligt läßt.

Wie richtig diese Auffassung ist, ergibt sich daraus, daß nach der amtlichen Statistik von den an den deutschen Börsen notierten Aktiengesellschaften, am Kapital gemessen, bei etwas mehr als der Hälfte die Verwaltungsmacht durch Stimmrechtsaktien geschützt wird, und zwar besitzen diese Aktien im Durchschnitt das zehnfache Stimmrecht.

Das bedeutet, daß bei der Hälfte der Aktiengesellschaften die Verwaltungen nur durchschnittlich 1/10 des Kapi-

tals zu besitzen brauchen, um ihre Unternehmungen nahezu schrankenlos zu beherrschen. Daß daneben auch Fälle von hundertfachem und tausendfachem Stimmrecht vorkommen, ist bekannt. Andererseits hat sich immer wieder gezeigt, daß der „Schutz vor Ueberfremdung“, den die Stimmrechtsaktien angeblich gewähren sollen, entweder ein sehr bedenklicher Schutz ist oder gerade in kritischen Situationen versagt. Denn niemand kann die Unternehmensverwaltungen davor schützen, eindringenden Unternehmungen ihre Stimmrechtsaktien zu verkaufen, natürlich mit einer besonderen Abfindung, während die übrigen Aktionäre das Nachsehen haben. Bekannte Beispiele sind die Fälle Baroper Walzwerk und Eisenwerk Wülfel, wo Vorzugsaktien einem inländischen Eindringling, und die Kammgarnspinnerei Reerane, wo sie einem ausländischen Eindringling zu hohen Preisen überlassen wurden. Oder man denke an den Fall der bekannten Bleistiftfirma Faber, wo eine unfähige Verwaltung sich jahrelang mittels Stimmrechtsaktien an der Macht halten konnte und damit das Unternehmen an den Rand des Ruins brachte.

Alle diese Mißbräuche will der neue Gesetzentwurf trotz der in den letzten Monaten gemachten Erfahrungen zunächst bestehen lassen. Demgegenüber verlangt der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion, daß Stimmrechtsaktien nur mit Einwilligung des Reichswirtschaftsministers geschaffen werden bzw. in Kraft bleiben dürfen. Nur wenn auf diese Weise die Kontrolle des Staates bei der Anwendung des Mehrstimmrechts eingeschaltet würde, könnte der Gefahr von Mißbräuchen wirklich gesteuert werden.

Auch Bankenherrschaft über Depotaktien unverändert.

Und ein weiterer schwerer Mangel des neuen Entwurfs ist, daß

er sich ebensowenig wie der alte Entwurf an die Depotaktien heranwagt. Es sollen also nach wie vor die Banken das Recht haben, das Stimmrecht für die bei ihnen deponierten Aktien auszuüben, das ihnen die Aktionäre in der Regel durch eine Generalermächtigung erteilen. Die Banken pflegen die ungeheure Macht über die Wirtschaft, die ihnen auf diese Weise erteilt wird, gewöhnlich damit zu rechtfertigen, daß sie die Interessen der Aktionäre gegenüber den Verwaltungen der Aktiengesellschaften wahren. Aber sämtliche Aktienkandale der letzten Jahre von Javag bis Schultheiß haben bewiesen, daß im Gegenteil die Banken mit ihrer erborgten Stimmenmacht in der Regel nur die Verwaltungen führen, auch wenn sie noch so unfähig oder betrügerisch sind, oder daß sie sogar, wie im Falle Schultheiß, mit ihnen auf dem Rücken der Aktionäre zweifelhaftes Geschäft machen.

Wo bleibt der Schutz der Aktionäre durch die Depotaktien der Banken in all diesen Fällen und in den unzähligen anderen Fällen, die der Aufmerksamkeit für die Öffentlichkeit entgehen, weil offene Skandale vermieden werden oder die Geschäfte „normal“ laufen? In der Tat, die Banken haben sich des Rechts begeben, ihr Depotstimmrecht mit dem Schutz der Aktionäre vor Verwaltungsmißbräuchen zu rechtfertigen. Die sozialdemokratische Fraktion hat deshalb auch in diesem entscheidenden Punkt eine Vervollständigung der Aktienrechtsreform verlangt, indem sie beantragte, daß die Banken zur Ausübung des Depotstimmrechts einer „für jeden einzelnen Fall besonders auszustellenden schriftlichen Ermächtigung des Aktionärs für eine jede Generalversammlung“ bedürfen. Auch der neue Entwurf über die Aktienrechtsreform verdient also trotz seiner zahlreichen zweckmäßigen und einen gewissen Fortschritt darstellenden Bestimmungen nicht mehr als der alte Entwurf und als die Rotverordnung, nur als erster Ansatz zu einer wirklichen Reform des Aktienrechts bezeichnet zu werden. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat mit ihrem Antrag zur Ergänzung der Rotverordnung den Weg gemiesen, auf dem sich eine durchgreifende Reform des Aktienrechts vollziehen muß. Nur wenn diese nunmehr dem Reichstagsauschuß vorliegenden Anträge in den neuen Gesetzentwurf eingearbeitet werden, wird er wirklich als umfassende Reform des Aktienwesens anerkannt werden können.

Der erste Montan-Abschluß.

Kleiner Reingewinn des Alsdner-Konzerns.

Von den großen Montankonzernen an der Ruhr eröffnet der Alsdner-Konzern den Reigen der Jahresabschlüsse für 1930/31. Da Geschäftsbericht und Bilanz noch nicht vorliegen, läßt sich aus den bekanntgegebenen Ziffern noch kein abschließendes Bild gewinnen.

Der Betriebsüberschuß ist von 35,6 auf 24 Millionen Mark gesunken. Zugleich haben sich soziale Lasten von 7,35 auf 6,44 und die Steuern von 7,34 auf 6,34 Millionen Mark verringert. In der fast 13prozentigen Senkung der Sozialabgaben kommt nicht nur der Belegschaftsabbau, sondern zugleich die Lenkung in Gestalt verminderter Beiträge zum Ausdruck. Dagegen sind die Lasten aus Anleihezinsen mit 3,34 gegen 3,38 Millionen Mark unverändert hoch geblieben. Wie bei den anderen Montankonzernen sind also auch bei Alsdner die fixen Kosten der wunden Punkt. Nach Kürzung der Abschreibungen von 10,3 auf 7,9 Millionen wird ein kleiner Reingewinn von 4915 Mark gegen 6,85 Millionen Mark im Vorjahr ausgewiesen. Auch bei den Maschinenbetrieben des Alsdner-Konzerns, der Humboldt-Deutz-Motoren A.-G., die im vergangenen Jahr noch Dividenden von 5 und 10 Proz. zahlten, ist ein kleiner Gewinn von 38 750 Mark erzielt worden.

Es gibt noch Großverdiener.

10 Proz. Kohlendividende / Verstärkte Selbstfinanzierung

Die Bubiag, Braunkohlen- und Breiweißindustrie A.-G., neben dem Beiseht-Konzern und der Wse eines der größten Unternehmen im ostfälischen Braunkohlensektor, veröffentlicht jetzt Bilanz und Geschäftsbericht für das am 30. Juni beendete Betriebsjahr 1930/31. Das letzte Geschäftsjahr der Bubiag lag von Anfang bis Ende in der verschärften Krisenperiode.

Bei den Gewinnziffern der Gesellschaft ist hiervon aber nichts zu spüren. Obwohl der Breiweißabsatz um 7,2 Proz. auf 1,66 Mill. Tonnen, der Kohlenabsatz sogar um 37,2 Proz. auf rund 148 000 Tonnen zurückging, der Absatz an Steingütern um 32,5 Proz. zusammenschrumpfte und auch der Stromabsatz einen Rückgang von 3,1 Proz. aufweist, sind die Betriebsgewinne mit 8,62 Mill. nahezu unverändert ausgewiesen; auch der ausgewiesene Reingewinn hält sich mit 2,33 Mill. auf der Höhe des vorhergehenden Jahres. Dementsprechend bleiben auch die Aktionärgewinne mit einer Dividende von 10 Proz. unverändert hoch.

Dieser sehr gute Krisenabschluß der Bubiag ist im wesentlichen auf die großen Rationalisierungsgewinne zurückzuführen, da infolge anhaltender Leistungssteigerung der Belegschafte der Lohnanteil an den Produktionskosten ganz bedeutend gesenkt worden ist.

Einige Ziffern mögen dies verdeutlichen. So lag die Kohlenförderung mit 4,70 Mill. Tonnen im Berichtsjahr um 15 Proz. über den Förderziffern von 1924/25, während die Breiweißproduktion mit 1,54 Mill. Tonnen die Fabrikation von 1924/25 noch um 18,5 Proz. überstieg. Demgegenüber ist die Belegschafte im letzten Jahre bis auf 3418 Mann abgebaut worden, so daß ihr Bestand um 20 Proz. niedriger ist als im Vergleichsjahr 1924/25.

Zu dem Thema Kapitalbildung im Braunkohlenbergbau liefert der Bubiag-Abschluß neues Material. Obwohl die Gesellschaft in dem schwersten Krisenjahr eine Konjunkturdividende aufrechterhält, ist sie in der Lage, die seit Jahren betriebene Politik der Selbstfinanzierung noch zu verstärken. Seit der Stabilisierung sind die Abschreibungen, die zur Finanzierung von Neuanlagen dienen, Jahr für Jahr herausgeschraubt worden. So

betragen sich die Abschreibungssätze je Tonne beförderte Rohkohle

1924/25 auf 41 Pfennig	1929/30 auf 68,8 Pfennig
1926/27 „ 57 „	1930/31 „ 80 „
1928/29 „ 66,6 „	

Demgegenüber tritt sogar die Selbstfinanzierung innerhalb des Beiseht-Konzerns und der „Wse“, die 1930 nur 68 bzw. 70 Pf. je geförderte Tonne abschreiben, zurück. Bei einem Kapital von 20 Mill. Mark betragen die Abschreibungen bei der Bubiag in den letzten fünf Jahren rund 18 Mill., woraus die Steigerung des Substanzwertes bei diesem Unternehmen ersichtlich wird. Diese Ueberspannung der Selbstfinanzierung wurde auch auf allen Generalversammlungen der letzten Jahre kritisiert.

In diesem Zusammenhang ist es noch notwendig, ein Wort zu den wirtschafts- und sozialpolitischen Anschauungen der leitenden Männer des Bubiag-Konzerns zu sagen. So erteilte der Vorsitzende des Aufsichtsrates, Dr. Oppenheimer, auf der letzten Generalversammlung der Forderung eines Aktionärs auf Abbau der überhöhten Aufsichtsratsstimmten die ebenso provozierende wie zynische Antwort:

„Man sei in der Verwaltung der Meinung, eine Lohnsenkung könne erst in Frage kommen, nachdem eine Lohnsenkung erfolgt sei.“

Nicht weniger herausfordernd waren auf der gleichen Versammlung die Erklärungen, die Generaldirektor Büren zur Preisfestsetzung abgab. Herr Büren hatte die Stirn zu erklären, daß die freiwillige (!) Preisfestsetzung am 1. November 1930 — die in Wirklichkeit nur unter dem Druck der Regierung erfolgt ist — eine falsche Politik der Produzenten gewesen sei.

Wird die Reichsregierung aus solchen Beispielen lernen, daß von Wirtschaftsführern dieses Schlages nur wenig Einsicht und wirtschaftliche Vernunft zu erwarten ist? In der Kartell- und Preisfrage sollten die Konsequenzen daraus hart und unerbitlich gezogen werden.

Der Konsum im Oktober.

Die Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung hat im Oktober das zweite Hunderttausend der Mitgliederzahl überschritten. 1596 Haushaltungen schlossen sich im Oktober der Konsumgenossenschaft Berlin und Umgebung an; die Zahl der Mitglieder hat 200 231 erreicht. Der Oktober-Umsatz betrug 5 776 791 M., wovon 4 298 604 M. auf die Lebensmittelabgabestellen entfielen. Im Durchschnittsumsatz je Mitglied zeigt sich gegenüber dem Vormonat ein Fortschritt; der Durchschnittsumsatz betrug im September 27,32 M., im Oktober 28,85 M. Eine allgemeine Umsatzbelegung ist nicht möglich, weil vermehrte Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit in Verbindung mit Lohn- und Gehaltsabbau die Kaufkraft der Verbraucher immer stärker schwinden lassen. In der konsumgenossenschaftlichen Sparte sind trotz aller wirtschaftlichen Hemmungen die Einzählungen im Ansteigen begriffen. Während im September der Spareinlagenzugang 815 661 M. betrug, konnte im Oktober ein Zugang von 1 180 604 M. verbucht werden. Im Laufe des Monats wurden 476 Spartanten neu eingestellt.

Leidet Ihr Haar an gespaltenen Spitzen? Das ist eine unangenehme Erscheinung, die anzeigt, daß Ihr Haar durch die Brennstoffe oder durch Waschen mit ungeeigneten Mitteln ausgetrocknet, brüchig und spröde wurde.

Pflegen Sie solches Haar regelmäßig mit Schwarzkopf-Extra und spülen Sie stets mit dem beigefügten „Haarglanz“ gründlich durch, dann wird Ihr Haar wieder kräftig, elastisch und gesund — Sie merken es selbst an dem wundervollen Glanz. Dann können Sie es auch ohne Sorge wieder ondulieren lassen.

Schwarzkopf-Extra mit „Haarglanz“ und Schaumbrille gibt es in 3 Sorten: für helles, für dunkles Haar und „Extra-Blond“.



Verord. **Sozial. Konsumgenossenschaft**

100% Konsumgenossenschaft
Produktion
Vertrieb

Berscharfte Devisenbewirtschaftung.

Die 7. Devisen-Notverordnung.

Trotz der bereits im September und Oktober mehrfach durchgeführten Verschärfung der Devisenkontrolle hat sich doch gezeigt, daß auch die verschiedenen nachträglichen Verordnungen nicht alle Böcher für die Kapitalflucht verstopft haben.

Der Kernpunkt der gestern im „Reichsanzeiger“ veröffentlichten 7. Verordnung über die Devisenbewirtschaftung ist, daß nunmehr auch die Geschäfte mit Dollarbonds genehmigungspflichtig sind. In Dollarbonds, also in deutschen Anleihen, die in Amerika aufgelegt sind, hatten in den letzten Wochen ganz beträchtliche Umsätze und dementsprechende Kursprünge nach oben eingeleitet, die im wesentlichen durch deutsche Käufer an der New-Yorker Börse hervorgerufen waren.

Nach der neuen Verordnung dürfen jetzt inländische Wertpapiere, die auf eine ausländische Währung lauten und an den deutschen Börsen nicht zum Handel zugelassen sind, nur mit Genehmigung der Stelle für Devisenbewirtschaftung erworben werden. Auch der Transfer der Erlöse aus ausländischen Effektenverkäufen, der den Devisenbestand der Reichsbank stark beansprucht hat, wird durch die neue Verordnung gesperrt. Hier zeigt sich, daß die von den Banken gegebene Zusage, ausländische Effektenaufträge abzulehnen, ihren Zweck nicht erfüllt hat. Schließlich steht die neue Verordnung noch vor, daß auch der Kauf ausländischer Wertpapiere, die an deutschen Börsen notiert werden, in Zukunft von der Devisenstelle genehmigt werden muß.

Sonderveröffentlichungen des Spezial-Archiv der Deutschen Wirtschaft. Im Verlag von R. u. H. Hoppenstedt, Berlin SW. 19, das sich schon durch das ausgezeichnete „Grünbuch der deutschen Wirtschaftsgeschichte“ einen Namen gemacht hat, erscheinen soeben einige Sonderveröffentlichungen über deutsche Großkonzerne: der A. G. Konzern 1931 (2 Mark), der Siemens-Konzern 1931 (4 Mark), die Kali-Chemie A. G. (3,50 Mark). In sehr anschaulicher und lückenloser Darstellung werden Aufbau, Arbeitsgebiete, Kapitalverhältnisse, Beteiligungen und anderes mehr behandelt. Ein umfangreiches Zahlenmaterial über Umsätze, Beschäftigte und Bilanz, stets mit Vergleichsziffern für die Vorjahre, ist beigelegt. Es gibt kein besseres Informationsmaterial! Allgemeinere Interesse aber kann die Sonderchrift „6 Jahre Deutsche Reichsbahngesellschaft“ (2 Mark) beanspruchen. Sie informiert nicht allein über Aufbau, Entwicklung, Statistik und Finanzen der Deutschen Reichsbahn; auch die wichtigsten Bestimmungen aus dem Reichsbahn-Gesetz werden mitgeteilt. Auch hier sind Vergleichsziffern für mehrere Jahre beigelegt. Jeder, der sich über die Lage der Reichsbahn ein Bild machen will, findet in diesem Heft die nötigen Angaben.

Aus der Partei.

Der Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands tritt am 12. d. M., dem zum Staatsfeiertag erhobenen Datum der Verkündung der republikanischen Verfassung, in Prag zusammen, also in der Hauptstadt der Steiermark, wo längst die Heimwehr erfolglos gepöbelt hat. Der Eröffnungssitzung geht eine große Demonstration voraus. Zu den Rednern werden Otto Bauer-Wien und Friedrich Stampfer-Berlin sprechen, der den Parteivorstand auf dem Kongress unserer Bruderpartei vertritt.

Allgemeine Wetterlage.



Das umfangreiche Tief, dessen Kern sich immer noch über den britischen Inseln befindet, verlagert sich jetzt schneller. Die Warmluft ist aus dem engeren Bereich des Tiefs vorgedrängt. Sie befindet sich nur stellenweise über Südeuropa und dem Balkan. Bei südwestlichen Winden blieb das Wetter in Deutschland mild: 10 Grad Celsius wurden noch vielfach überschritten. Regenschauer kamen noch im größten Teile des Reiches vor, doch fielen nur vereinzelt erheblichere Regenmengen. Das britische Tiefdruckgebiet wird sich nach den herrschenden Druckänderungen noch etwas nach Nordosten verlagern, sich dabei aber jetzt schneller verlagern. Bei abflauenden Winden dürften die Temperaturen etwas sinken, da allmählich die Luftzufuhr aus nördlichen Breiten erfolgt.

Wetterausblick für Berlin: Wechselnd wolkig, keine erheblichen Niederschläge, Temperaturen im ganzen etwas niedriger, abflauende südwestliche Winde. — Für Deutschland: Im Süden ruhiges, teils wolkiges, teils heiteres Wetter, bei wenig veränderten Temperaturen, im Nord- und Mitteldeutschland etwas veränderlich, vereinzelt noch Schauer, etwas Temperaturrückgang, abflauende Winde.

Die Firma Kaiser's Kaffeegeschäft G. m. b. H. hat der Deutschen Wirtschaftlichen Zeitschrift zur Verfügung gestellt, und zwar in regelmäßigen monatlichen Zusammenhängen, die in der Zeitschrift in ihrer Gesamtheit etwa 20 Bogen ausmachen. Auf die Besteller Wirtschaftliche Zeitschrift monatlich Lebensmittel im Werte von 1000 RM.

Deutsches-Südkind-Klassenlotterie. Die beiden Hauptgewinne von je 100 000 Reichsmark fielen in der am 21. und 22. Oktober stattgefundenen Ziehung 1. Klasse 89 (1934), Letztmals auf Nr. 296 229 in den beiden Ziehungen 1. und 2. Klasse (Ziehung am 20. und 21. November) bringt neben vielen anderen größeren Treffern wieder 2 Hauptgewinne von je 100 000 Reichsmark. Die Erneuerung der Lose zur 2. Klasse muß planmäßig spätestens bis zum 13. November, 18 Uhr, bei Berlin des Antritts in der zuständigen Lotterie-Gewinnkasse geschehen. Für neu einsetzende Spieler sind noch Kauflose in allen Abteilungen zu haben.

Gestern abend, 7 Uhr, verschied mein herzenguter Mann, der gute Vater, Schwiegervater und Großvater

Landtagspräsident

Friedrich Bartels

im 61. Lebensjahr

Eine Herzlähmung beschloß sein Leben, das reich an Arbeit, Müh' und Kämpfen war!

Im Namen der Hinterbliebenen
Meta Bartels

Theater Lichtspiele usw

Staats Theater

Donnerstag, den 12. November

Staatsoper Unter den Linden

19 Uhr — Uraufführung

Das Herz

Städt. Schauspielhaus (Gendarmenmarkt) 20 Uhr

Wollensteins Tod

Schiller-Theater (Quartiershaus) 20 Uhr

Die Berde sucht

NUR NOCH 4 TAGE!

GROSSES TAGLICHES SCHAUSPIEL 8 UHR

REGIE: **Im Weissen Hof** CHARELL

DER WELTBERGANG!

Sonntag nachm. 3 Uhr billiges Preis.

8 1/2 Uhr **CASINO-THEATER** 8 1/2 Uhr

Lothringers Straße 37.

Volksbühne mecker-Prize

Dazu das Singspiel „Erwischt“ und das neue lustige Programm! Gutschein 1-4 Personen. Parkett nur 50 Pf.

Fauteuil 1.— Mark. Sessel 1,50 Mark

SCALA

Tägl. 8 u. 8 1/2 Uhr

Europ. Debut

WILHELM DARE WÄHL

Die Originalen aller Extrakt

4 Urbanis

Die 6 Marvels

Chartons

neue Baritonisten und weitere Attrakt.

PLAZA

Tägl. 8 u. 8 1/2 Uhr

Sonnt. 2, 8 u. 8 1/2

Nur noch 4 Tage

DER GOLDAT DER MARIE

Ab Montag 6. XI.

DAS DREIÄDERLHAUS

Rose-Theater

Ende Frankfurter Straße 132

11. Weidau 2 7 342

8.15 Uhr

Frühling im Wiener Wald

Theater im Admiralspalast

Täglich 8 1/2 Uhr

Die Dubarry

mit **Gitta Alpar**

Preis v. 0,50 M an

Internationales Theater

(Kleines Theater) Unter den Linden 44.

Morgen 8 Uhr

Gastspiel der Spielgemeinschaft Berliner Schauspielerei

Zum 1. Male: **Scheldung**

von Sigfried Neumann. — Regie: Heinz Stroux

in Vorbereitung: **APPENTANZ.**

Regie: Dr. Manning.

Beleuchtung

Auch bis zu 18 Monatsraten

Raddatz

Berlin W8, Leipziger Str. 122-123

Winter Garten

8.15 Uhr — Herr 3434 — Kaufen erlaubt

4 Queens Gaston Palmer

2 Olivas 2 Hockneys

a. s. w.

Städt. Oper

Charlottenburg Bismarckstraße 54

Donnerstag, 12. Nov.

Turnus IV

Anfang 20 Uhr

Boheme

Ende 22 Uhr

Deutsches Theater

8 Uhr

Geschieden aus dem Wiener Wald

von Oedon Harvath

Regie: Balaz Wilpert

Die Komödie

8 1/2 Uhr

Jemand

Von Franz Molnar

Regie: Gustaf Gründgens

Kurfürstendamm-Theater

Bismarck 44/46

8 1/2 Uhr

Die Heilige aus USA.

von Ilse Langner

Reg. Ludwig Berger

Regie: Agnes Straub

Theater des Westens

Täglich 8 1/2 Uhr

Sonntag 8 und 8 1/2

Das Dreimäderlhaus

mit **Maria Paudler**

Guttmann Englisch

Preis v. 50 Pf. an

Theater in der Stresemannstr.

Bergmann 2110

Täglich 8 1/2

Deuts. Red. 9. u. 10. Uhr, 10. u. 11. Uhr

Kopi in der Säulenge

Regie: A. Licho

Auswärtigen!

8 1/2 Uhr **Zentral-Th.**

Alte Jakobstr. 30-32

Sonntags auch 5 1/2

Schwarzwalddädel

Imm. Lindl, Max Jessel dirigiert

Gutsch. Pöck-Past. 0.50

Mittwoch 4 Uhr

Barry Geady in Hönsele u. Gretel

und viele weitere Gesänge

Reichshallen-Theater

Abends 8 Uhr, Sonntag nachmittag 3 1/2 Uhr

Stettiner Sänger

Die neue Burleske

„Der arme Kasimir“

Bachmittags halbe Preise, volles Programm!

HAUS VATERLAND

Das P Vergnügungs Restaurant Berlins

RETRIER KEMPINSKI

Planetarium

Verlang bis 18. Nov.

Tägl. 2, 5, 7, 9 Uhr

Eine Filmfahrt in **Die Alpen**

Vorher Betrachtung d. Sternabstimmens

Matr. 60, 5 u. 60 Pf.

Willst Du schöne Böden haben

Nimm nur **Loba** mit dem Raben

Mit Wertmarken!

Wenn Sie Qualitäten suchen, so

kommen Sie zu mir; trotz billigster Preise garantiert unverfälschte, selbst importierte Süd- und Bordeaux-Weine, erstklassige, selbst hergestellte Spirituosen aller Art, feinste, echte deutsche Dessert-Obstweine. Ich biete an:

Tafel-Aquavit und Nordhäuser Brantwein Liter 3.20

Prima Weinbrand-Verschnitt „Stern“ 3.80

Echter deutscher Weinbrand „Masou“ 4.40

Feinster Jamaika-Rum-Verschnitt 38% 4.45

Extra feiner Jam.-Rum-Verschnitt, ca. 43% Teerum 5.20

Jam.-Rum-Verschnitt, die Qualität, ca. 55% Teerum 6.25

Echte Edel-Liköre, Qualität 1/2 Fl. 2.95

Extra feine Edel-Liköre bis 38% Liter 5.20, 1/2 Fl. 4.05

Unverschüttener Tarragon, eigener Import, Liter 1.20

„ Malaga, „ „ „ 1.35

„ Grieschenwein, „ „ „ 1.40

„ Insel Samos, „ „ „ 1.80

„ Douro Portwein, „ „ „ 2.80

„ Span. Rotwein, „ „ „ 1.00

Achtung: 1 Liter enthält ca. 2/3 Liter mehr als eine 2/3 Flasche

Preise ohne Glas

Echter Ital. Vermouth, eigener Import, f. den Magen Liter 1.15

Echter Popsinwein, für Kranke 1/2 Ltr. 1.25

Prima Weißwein „Südkind Spezial“ 1/2 Fl. 0.55

Liebfraumilch, Niersteiner usw. 1/2 Fl. 0.95

Echte rote Bordeauxweine, eigener Import 1/2 Fl. v. 1.50 an

Echter weißer Bordeaux, süß, eigener Import 1/2 Fl. v. 1.25 an

Feinste Dessert-Obstweine, süß Liter v. 0.72 an

Direkter Verkauf vom Faß — Kostproben gratis

Beste Bezugsquelle für Gastwirte und Kantinen.

BERLIN:

N. Brunnenstraße 42

N. Müllerstraße 144

N. Chausseestraße 76

O. Koppenstraße 57

N. Prenzlauer Allee 50

O. Petersburger Str. 42

SO. Grünauer Straße 15

SO. Köpenicker Str. 121

W. Martin-Luther-Str. 55

Seeglitz: Schloßstraße 121

Lankwitz: Charlottenstr. 34

Charlottenburg: Wilmersdorfer Str. 157

Neukölln: Berliner Str. 12a, Hermannstr. 27

Schöneberg: Kolonnenstraße 9

Oberschöneweide: Wilhelmshofstr. 40

Mosbitz: Gotzkowskystraße 31

Mosbitz: Wilsnacker Straße 23

Spandau: Potsdamer Straße 23

Weißensee: Berliner Allee 247

Tempelhof: Berliner Straße 452

Pankow: Wollankstraße 98

Lichtenberg: Wismarplatz 1

Reinickendorf: Markstraße 45

Eduard Südkind

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Funktionäre der BVG.

Donnerstag, den 12. November

abends 7 Uhr, in den Räumen des

Kaiser-Wilhelm-Straße 31

Funktionär-Versammlung

aller Kollegen der Technik der Berliner Verkehrs-Gesellschaft A.-G.

Das Erscheinen aller Funktionäre ist unbedingt erforderlich.

Verwaltungsmittglieder!

Am Freitag, dem 13. November, abends 7 Uhr, Sitzung des Mittleren Ortsausschusses.

Weibliche Funktionäre und Mitglieder!

Sonntag, den 14. November

sonntags 9 Uhr

Residenz des Verbands-Hauses

in der Milken-Johannstraße 148-155.

Zweckpunkt der weiblichen Funktionäre und Mitglieder ist die Vorbereitung der 10. Tagung der Funktionärinnen, die am 15. und 16. November in Berlin stattfinden wird. Die Funktionärinnen werden gebeten, für die Beteiligung lebhaftes Propaganda zu entfalten.

Die Ortsverwaltung.

Erfinder — Vorwärtsstrebende

10 000 Mk. Belohnung

Näheres kostenlos durch

F. Erdmann & Co., Berlin SW 11.

Hans Friedrich Blunck: Der Habicht

Rein und rein, die arme Glucke will nichts von diesen drei neuen bräunlichen Kindern wissen, sie ist ohnehin so furchtbar verwirrt, daß alle ihre Rüfen mit langen Schnäbeln aus dem Ei gekrochen sind. Sie merkt auch genau, daß die Menschen, zwei riesige Köpfe, die sich von Zeit zu Zeit über den Küstenaustausch beugen, über sie lachen, und gewiß erinnert sie sich dumpf, daß früher Küken anders aussahen und daß sie nicht mit so vorlauten langen Schnäbeln zur Welt kamen wie alle diese kleinen gelben Tiere, die doch wahrhaftig unter ihren Federn aus Eiern, die sie mit Fleiß und weit über ihre Zeit hinaus bebrütet hat, herausgekrochen sind.

Aber daß der Mann und die Frau zu allem anderen nun noch drei fremde braune Tiere zu ihren Kindern setzen wollen, das erlaubt sie nicht, das duldet sie nicht. Mit einem zornigen Laß hat sie nach den bräunlichen Entlein, wenn sie nur in die Nähe kommen, und während sie sich von den gelben Kindern gefallen läßt, daß sie alles und jedes unterfuchen und selbst Mutters Kamm anspitzen — bei den drei dicken dunklen Kindern beginnt der Betrug, das weiß die kluge Glucke genau, und betrügen läßt sie sich nicht. Und wenn die freundliche Frau sie zehnmal die gute, die liebe, die zutrauliche, die freundliche, die allerbeste Glucke im ganzen Hühnerhof nennt, so haßt sie jedesmal um sich, wenn die Herrin niedertrifft und die drei braunen Entlein sanft in ihre Nähe zu schieben sucht.

Und der Mann guckt die Frau an und die Frau den Mann, und es dauert sie um die drei bräunlichen Entlein. Natürlich hat die Frau schuld. „Hättest du gewartet und sie über Nacht untergesehen, hätte das dumme Tier am Morgen nichts mehr vom Unterschied gewußt.“

„Aber die drei sind doch braun, das hätte sie so oder so gemerkt.“

„Ich sag dir, die ist viel zu dumm, um gelb und braun zu unterscheiden, die merkt bloß, daß du die drei schon die gefüttert hast und daß sie größer sind als ihre acht Weiben. Deshalb will sie sie nicht.“

„Und ich sag dir —, aber ich muß hinzufügen, daß dieses Mal der Mann recht hat, soweit ich's beurteilen kann. Die ganze Verwirrung ist nämlich die: Da hat die Hausfrau eilig bei den Nachbarn ein paar Enteneier zusammengekauft, als das gute, wackre, zahme schwarze Huhn glücken wollte. Und man hat lauter Eier von weißen Enten bekommen, nur der Gemeindevorsteher hat natürlich braune gehabt, und wahrscheinlich waren sie angebrütet. Kurz: just die drei braunen Entlein sind zwei Tage zu früh ausgeschlüpft. Und die Frau auf dem Hof wollte klug sein und hat sie rasch fortgenommen und sie in einem Korb am Herd verwahrt, bis die anderen Entlein ausgeschlüpft wären. Aber nun hat die Glucke ihre Erstgeburt vergessen, sie will die fremden Tiere nicht. Was ihr sonst unter den Flügeln herausschlüpfte, ist goldgelb, wenn's auch die verwünschtesten Schnäbel hat, mit denen jeweils Küken zur Welt gekommen sind. Immer wenn die drei braunen Entlein in die Nähe schieben, plustert die Alte die Flügel auf und läßt ein Schnarren hören — sie ist sehr kampflustig und läßt und läßt und läßt sich nichts vormachen noch unterstehen.“

Mann und Frau gehen also auf Beratung aus. Sie versuchen es mit gutem Zureden bei einer anderen Glucke, die vier junge Puter hat, die doch auch bräunlich und kaum größer als junge Entlein sind. Aber die Alte läßt sich nichts weismachen. Sie gluckt einmal, da sind die vier kleinen Puten blühschnell unter ihren Flügeln und die drei Entlein stehen dumm da, bei der Hausfrau haben sie's nicht gelernt. Und die Alte poltert und droht, da kriechen die drei schüchternen braunen Entlein in den letzten Winkel.

Ob man sie bei den Ganssen hochträgt? Aber die kleinen Gänse haben ein ausgeprochenes Standesgefühl. Kaum sind die fremden Entlein unter ihnen — nach einer künstlichen Verwirrung, mit der die Hausfrau es zu vertuschen suchte —, da schleben sie ihre kurzen dicken Köpfe vor wie alte Leute ihres Schlags, und wenn sie auch

knapp piepen können, wie alle Dreitägigen auf dem Hof, sie lassen sich's nicht gefallen, mit diesem Volk verwechselt zu werden, der Hochmut ist ihnen gewissermaßen eingeboren.

Mann und Frau stehen wieder ratlos, genau wie die drei braunen Entlein ratlos vor ihren Flügeln stehen. Was tun? Bei richtigen Hühnerkuten wagen sie schon gar nicht vorzusprechen, und das Mädchen in der Küche ist auch nicht freundlich und behauptet, sie hätte schon dreimal den Korb mit den Entlein umgeworfen. Und das nächste Mal geschähe gewiß ein Unglück. Sie ziehen also den Kalender zu Rate und erfahren, daß die nächsten Entlein erst in acht Tagen schlüpfen, da sind die drei braunen schon Riefen. Und der Mann klopft der ratlosen Frau mitleidig auf die Schultern und unterdrückt eine Bemerkung, als wenn er sich's gleich gedacht hätte.

Und dann springt er mit drei Sägen zum Stall. „Der Habicht“, schreit er noch und kommt mit einem Gewehr heraus und muß noch einmal ins Haus, weil er die neuen Patronen noch im Schreibtisch liegen hat. Bis er wirklich geladen hat, ist der Habicht längst weitergestrichen.

Die Frau war stehengeblieben. Sie hatte die Augen nur auf die Glucke und das kleine Volk aller Art gerichtet und die Schürze

in die Hand genommen, als könnte man damit einen Habicht verschrecken. Aber sie sah zugleich wie ein Wunder: Im Augenblick, mo der Schatten des Habichts über den Hof strich, waren alle Küchlein unter ihrer Mutter, und alle Glucke lagen mit gespreizten Flügeln und kampfbereit in Sand und Gras und ließen gesträubte kleine gornige Laute hören oder kolkerten oder schrien vor Zorn und Angst.

Und die drei braunen Entlein, die doch von der Welt und von Feind und Tod noch nichts wußten, hörten das Schreien, sie blickten sich nicht, sie huschten, ohne zu fragen, blühschnell unter die nächste Glucke und geradewegs zu ihren gelben Geschwistern.

Und wie's vorüber ist, brauchen Mann und Frau sich nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen, kommen unter den schwarzen warmen Gluckensflügeln zuerst acht gelbe Entenküchlein heraus. Und als allerletzte und als sei's immer so gewesen, drei bräunliche. Und die Glucke lacht und gluckt noch vor Aufregung und erzählt den Menschen gräßliche Geschichten von Hobbies und Raubgeiern und was man so von Nachbarinnen hört. Und sie gluckt zwischendurch und warnt auch die Kinder und hat ganz vergessen — wirklich sie hat's vergessen, worüber Mann und Frau sich Sorgen machten. Sie pißt und ruht und lehrt alle Kindlein Korn von Sand zu unterscheiden — acht gelbe und drei bräunliche. Nur dann und wann hält sie noch erregte lange Gespräche von Raub und Mord und Habicht und wie sehr sich alle Kinder rechtzeitig wahren sollen.

Erich Sachsenröder:

Das Dorf ächtet einen Menschen

Ich hatte schon lange den Wunsch, sie kennen zu lernen und mit ihr zu sprechen. Denn allmählich begann ich der selbstgewählten Einsamkeit müde zu werden. Der Himmel, der Wald und die heide schienen mir einen Tag wie den andern, die ewigen Gespräche über die Wetterausichten des morgigen Tages erfüllten mich mit Widerwillen und ich mußte an mich halten, um nicht loszuschreien aus Wut und Langweile.

Ich lebte eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt in einem Hause, das von zwei Familien bewohnt war. Von meinem Fenster aus konnte ich auf das Schumannsche Grundstück sehen und auf das Haus in der Mitte, das hinter Bäumen versteckt stand. Ich sah oft Anne arbeiten, sie war groß und kräftig und sie ging hinter den Kühen am Pflug wie einer von den jungen Burken. Wenn ich am Abend mit meinen Wirtsleuten auf den steinernen Treppen der Haustür saß und Anne ging drüben vorüber, dann sagten sie: „Da geht die Anne, — na, sie kam ja nichts dafür“, aber sie sagten das so, als könne die Anne doch etwas dafür. Und dann erzählten sie mir die Geschichte von der alten Schumann, die angeblich ihren Mann umgebracht habe, niemand wußte darüber genau, aber jedenfalls war der Mann eines Tages verschwunden. Erst hieß es, er sei verreckt, als er nach Wochen nicht zurück kam, kümmerte sich der Landjäger um das aufkommende Gerücht von der Ermordung und schließlich sah die Alte ein paar Wochen in Untersuchungshaft in der Kreisstadt. Aber erfahren hat man nichts, Schumann blieb verschwunden, die Frau kam wieder und bewirtschaftete ihr Grundstück mit ihrem Sohn, den man den Dummen nannte, weil er einen Sprachfehler hatte. Das Mädchen, die Anne, war damals erst acht Jahre alt und ging in die Dorfschule.

Das wußte ich alles ganz genau, als ich sie plötzlich an einem Sonntag traf. Sie kam mir auf einem Heidewege entgegen, ein Kleid durchaus städtischen Ursprungs, sah nicht übel auf ihrem Körper, sie war nicht dick, aber etwas zu massiv und zu kräftig für ein junges Mädchen. In der Hand trug sie einen Zeichenblock, wir kamen gleich ins Gespräch und ich war erstaunt, worüber sie Bescheid wußte. Sie hatte Bücher gelesen und darüber nachgedacht

und sich überhaupt mit vielen Dingen beschäftigt. Ich konnte mein Erstaunen schwer verbergen.

„Woher wissen Sie das alles? Das sind doch Dinge, über die man in der Stadt spricht, aber hier —“

„Ja, Sie haben recht, aber ich lebe im Winter in der Stadt. Im Wintersemester besuche ich in L. die Kunstschule und im Oktober werde ich wieder hingehen, ich zeichne.“

„Und wie sind Sie darauf gekommen?“

„Es ist schwer zu sagen. Vielleicht weil ich als Kind sehr einsam war. Sie haben doch von der Geschichte gehört —“

Ich nickte nur, denn es war mir peinlich, einzugestehen, daß ich die Nordgerichte sehr gut kannte. Bildeten sie den Gesprächsstoff, der seit zehn Jahren im Dorfe und auch bei meinen Wirtsleuten nicht verfiel, im Gegenteil eher von Jahr zu Jahr anshwoll und den Sommergästen in immer neuen Versionen aufgesetzt wurde.

„Natürlich kennen Sie das alles, jeder weiß es ja. Damals, als es begann, verstand ich nichts davon. Es fing damit an, daß der Lehrer in der Schule mich öfter ganz merkwürdig ansah und die Kinder sich von mir absonderten. Bis eines Tages einer von den Jungens zu mir rüberlief: „Wo habt ihr denn euren Vater vergraben?“ Alle sahen mich an und als die Schule aus war, ging ich nicht den gewöhnlichen Weg auf der Landstraße nach Hause, sondern hinter dem Dorfe auf einem Feldwege. Ein paar Tage später führte man meine Mutter ins Kreisgefängnis. Ich wußte von nichts, aber ich erfuhr nach und nach alles in der Schule, die Kinder schrien mir ins Gesicht, daß meine Mutter eine Mörderin sei und das sei eine Schande und sie dürften überhaupt nicht mehr mit mir reden, ihre Eltern hätten es verboten. Sie spielten nicht mehr mit mir und auch die Alten im Dorfe sahen mich immer so böse an, als wollten sie mich schlagen. Als ich nach ein paar Wochen meine Mutter von der Bahn abholte, drückte man sich an den Fensterscheiben die Nasen platt, das ganze Dorf war erschauert, daß sie wiederkam, denn man hatte sie schon auf dem Scheiterhaufen oder am Galgen enden sehen. Wir waren fortan geächtet, in der ersten Zeit bekamen wir selbst beim Krämer nichts. Man wandte sich von uns ab wie von Aussätzigen und die Dorfburken warfen uns mit Wissen und zum Vergnügen aller nachts die Fensterscheiben ein. Sehen Sie, damals begann ich zu zeichnen, zuerst so, wie alle Kinder schließlich aufs Papier kriechen. Aber ich drückte in diesen Zeichnungen meine Gedanken aus, und ich rächte mich an den Kindern und den Erwachsenen damit, daß ich sie am Galgen baumeln malte oder das Dorf in Flammen aufgehen ließ. Wenn mir einer ein böses Wort sagte, dann brachte ich ihm am Nachmittage auf Papier und es fehlte ihm ein Arm oder ein Bein oder ich machte ihm einen Budel. Das war meine Rache.“

„Nun, und später?“

„Solange ich zur Schule ging, wurde es wenig besser. Man beschimpfte mich nicht mehr, aber ich konnte mit den anderen Kindern nicht mehr sprechen. Ich war schnell älter geworden und ich mußte auch immer daran denken, daß ich dem einen ein Bein, dem anderen einen Arm abgenommen und anderen ein Gesicht ohne Nase gegeben hatte. Ich sprach nicht mit ihnen, und ich spreche auch heute nicht mit den Leuten im Dorfe.“

„Aber wie können Sie dann hier leben?“

„Im Winter bin ich in der Stadt. Aber im Frühjahr muß ich daran denken, daß jetzt der Schnee auf den Feldern schon lange weggeschmolzen ist und die Tannen junge Triebe ansetzen. Dann fahre ich hieher und arbeite und alles ist wie es immer war. Der Sommer geht mit viel Arbeit schnell vorüber; wenn ich Zeit habe, zeichne ich, damit die Hände nicht steif werden, oder ich gehe hier spazieren. Denn ich liebe diese Heidewege, seit meiner Kindheit gehe ich hier oft allein. Aber jetzt muß ich gehen, ich will melken. Leben Sie wohl.“

Ich sah ihr nachdenklich nach. Sie ging fest und selbstbewußt, sie war stärker als das Dorf gewesen. Andere hätte diese Wechlung vertrieben oder sie wären zugrunde gegangen. Sie hatte der kollektiven Bosheit und Dummheit standgehalten und sie überwunden. Aber seit diesem Tage sah ich das Dorf mit anderen Augen an. Hinter jeder Fensterscheibe spürte ich böswillige Gemeinheit, bereit, sich auf Schuldige und Unschuldige zu stürzen. Der därtliche Hille war für mich verflümmert, ich fühlte mich von dumpf brütender Bosheit umgeben und wenn ich ein paar Leute zum Schwafeln zusammenstehen sah, mußte ich an das Opfer denken, über das jetzt vielleicht das Verdammungsurteil gesprochen wurde. Ein paar Tage später reiste ich ab.

Die Baumwolle der alten Ägypter — die beste der Welt. Wo man kürzlich auf der Universität zu Winois durch Bestrahlung Untersuchungen an einem von einer altägyptischen Mumie stammenden Baumwollstoff vornahm, zeigte sich, daß heute auf der ganzen Erde keine Baumwolle zu finden ist, die sich an Qualität mit dieser mehr als 2000 Jahre alten Baumwolle messen kann. Die Untersuchung ergab, daß die Zellulosebestandteile in der altägyptischen Baumwolle viel weicher und elastischer waren, während gleichzeitig der Faser eine festere und regelmäßige Spannung aufwies als die heuten der heute gepflanzten Sorten. Man muß jedenfalls annehmen, daß dieser Züchterfolg nur auf Grund einer ganz besonderen, heute aber leider längst vergessenen Behandlungsweise der Baumwollpflanze erzielt werden konnte.

Siam ist das einzige Land der Erde, in dem der Monarch noch absolut, also ohne Verfassung und Parlament, regiert.

Huguette Garnier: Das Lehrlingmädchen

Als Gabriele in die Nähe der Rolandstraße kam, in der sie wohnte, holte sie aus ihrer Tasche ihr billiges Kümmerchen. Sie glättete und zupfte die Haare zurecht. Gern hätte sie sich die vermeintlichen Augen mit kaltem Wasser gekühlt. Hoffentlich würden Sofie, Marguerite und Juliette nichts merken!

Heute Morgen war sie als Lehrlingmädchen in einem großen Schneideratelier angetreten. Mit klopfendem Herzen war sie in den Raum gekommen, in dem wohl dreißig Näherinnen beisammen hockten. Die älteste — Fräulein Laura —, eine mit ungewöhnlich brummiger Miene, hatte gefragt: „Wie lange willst du noch so herumstehen? Schnell! Nimm den Hut ab! Du müßt uns ein Stück Stoff aus Abteilung C holen! Gebt ihr eine Probe!“ Ein junges Mädchen reichte ihr, ohne anzublicken, ein Stück Stoff. „Verstanden? Aber schnell!“

Gabriele presste ihre Hand um das Stoffstückchen und lief, ohne nähere Auskunft zu fordern, davon. Wo war die Abteilung C? Auf der schrecklichen Hintertreppe des großen Hauses traf das Kind niemandem. Schüchtern stieg sie mehrere Türen auf, wie aus Zufall — und schloß sie sofort erschreckt. Da war's gewiß nicht. Sie stieg eine Treppe hinauf, wieder herunter, und in einem Seitengang stand sie plötzlich vor „Abteilung C“.

Gabriele wollte einkreten. Da bemerkte sie, daß sie ihre Probe verloren hatte. War sie ihr aus der Hand gefallen, als sie die schweren Türen öffnete? Sie lief die alten Wege zurück, verirrete sich und stand endlich wieder in Fräulein Lauras Bereich.

„Das hat ja lange gedauert! Wo ist der Stoff?“

Die Kleine verlor sich in konfusem Erklärungen. Es dauerte eine Weile, bis man sie verstand. Alles grüßte. „Du bist mir ja ein Schlaupfaff!“ Das Kind nahm alle Kräfte zusammen, um Haltung zu bewahren. Das Herzchen brach ihm beinahe.

„Schneidet ihr noch ein Stück vom Saum ab! Aber jetzt nimm dich zusammen!“

Der ganze Vormittag verging mit Hin- und Herlaufen. Man schickte sie zur Stickerabteilung, zur Pelzabteilung, zur Wischenbrennerei. Kaum zurückgekehrt, mußte sie wieder losrennen. Aller guter Wille verlor bei dem Spott der Arbeiterinnen. „Hast du auch nichts verloren?“

Sie begann, die Gesellschaft hier zu hassen. Sie bedauerte, die Schule verlassen zu haben. Hätte sie es dieses Jahr geschafft, so ging sie gemächlich weiter zur Schule mit Sofie, Marguerite, Juliette. Sie hätte Pause mit den Großen, die nicht mehr spielen, sondern würdig untergebracht auf dem Hofe promenieren. Mit Erleichterung sah sie den Tag zu Ende gehen. Als die Uhr schlug, sprang sie die Treppen hinauf, die sie Morgens mit schwerem Herzen hinaufgestiegen war. Die Untergrundbahn brachte sie in ihren Stadteil. Sie legte sich eine prächtige Geschichte zurecht. . .

Die Freundinnen umringten sie: „Was hast du getan? Hast du gearbeitet?“

Bevor sie anging, fragte Gabriele: „Wo ist Mutter?“

„Noch nicht von der Wäsche zurück.“

Wütig setzte die Kleine sich auf den Rand eines Patterfensters. Die Fragen bestürmten sie: „Hast du keine Leute gesehen?“

Nun machte Gabriele die Erfahrung, was ein Lehrlingmädchen für einfache Schulkinder bedeutet. Sie riß den Hut vom Kopfe und juchzte: „Ihr habt ja keine Ahnung!“

„Ergähle!“

Sie schloß tief Atem. Nach allen Mühsaligkeiten erforderte einen herrlichen Tag. „Immerzu kamen Kunden, daß man gar nicht wußte, wo einem der Kopf stand. Ich brauchte nur der ersten Näherin die Fäden zuzureichen und manchmal eine Nadel einzufädeln. Die Näherin ist eine mächtige Frau. Sie war gleich furchtbar nett zu mir.“

„Glückspilz!“

„Die Salons sind wunderbar: seidene Tapeten mit blauem Himmel und Engeln darauf. Die Damen warten auf die Anprobe. Louiser Prinzessinnen, Fürstinnen.“

Sofie fragte spiß: „Eine richtige Prinzessin hast du gesehen?“

„So wie jetzt dich.“

„Hat sie was gesagt?“

„Sie hat nach meinem Vornamen gefragt — und ob ich Geschwister hätte. Sie hat mich gestreichelt und zu Fräulein Laura gesagt: „Aus der wird noch was!“

Das erregte die Kinder mächtig. Sofie, die Hübscheste von allen, ein rotschwarzes Wuscheltöpf, fragte: „Und die Kleider?“

Das Lehrlingmädchen hob die Augen, die so viel gewohnt hatten, schwärmerisch zum Himmel empor: „Blaue, grüne, rote — — alle aus Seide.“

„Oh!“

„Perlen, Schleiern, Blumen. Für die Marquise einen silbernen Spitzenrock, für die Herzogin ein modisches Sammetcape, für die Baronin ein Protatmüchchen. Ich sah noch lange nicht alles. Es war erst der erste Tag.“

Gabriele sah die Mutter mit dem Balsambrot kommen. „Da kommt Mutter.“ Alle erhoben sich. Man geleitete sie wie eine Königin zur Treppe. Als Gabriele hinaufgestiegen war, neigte sie sich über das Geländer und spitzte die Ohren; was die da unten wohl redeten.

„Habt ihr gehört? Sie kommt sich schon mehr vor als wir!“

„Rein Wunder! Bei dem Glück!“

Die kleine Schwindlerin atmete auf. Wie das fröstelte! Den schrecklichen Tag hätte sie nun ganz vergessen Freude durchbrang sie: Man beneidete sie. Und aller Mut kehrte ihr zurück, als sie Juliette weiter sagen hörte: „Jetzt fehlt mir noch, daß sie sich einen Geliebten nimmt und sich „Baby“ nennt.“

Die Sache der Demokratie.

Die geistigen Wurzeln des Rundfunk-Konflikts.

Ministerialrat Scholz hat dem staatsparteilichen Abgeordneten Riedel in der Angelegenheit des Rundfunk-Konflikts den folgenden Brief geschrieben:

1. Die Behauptung, ich hätte den Vortrag (Höfnermanns) „offenbar völlig mißverstanden“, weise ich zurück. Klar war und ist mir vielmehr, daß das Manuskript des Vortrages in seiner mir zur Prüfung vorgelegten Fassung Ausführungen enthielt, die von weitesten Kreisen der Frontkämpfer als eine Verletzung ihrer Gefühle empfunden werden mußten.

2. Unrichtig ist ferner Ihre Behauptung, ich hätte ein Zitat streichen wollen, das die Teilnahme des Abgeordneten Frank am Weltkrieg patriotisch begründete. Die Streichung habe ich im Gegenteil deshalb gefordert, weil die von mir beanstandeten Worte den Anschein erweckten, als hätte Frank, der nach allgemeiner Kenntnis aus durchaus patriotischen Gründen ins Feld zog, dies aus parteipolitischen Motiven getan. Ich habe meine Bedenken zurückgestellt, als Herr Heilmann darauf hinwies, daß es sich um die wörtliche Wiedergabe einer Stelle aus einem Briefe von Frank handele.

Herr Ministerialrat Scholz hat, wie dieser Brief beweist, weder Verständnis für die Persönlichkeit und die Motive eines Ludwig Frank, noch für die deutsche Demokratie, noch dafür, in welchem Staate und unter welcher Verfassung er lebt.

Die Darlegung der Motive Ludwig Franks hat kein anderer als Frank selbst erschöpfend und eindeutig gegeben. Hier ist sie: Am 28. Juli 1914 sprach Ludwig Frank in einer Friedenskundgebung der Mannheimer Sozialdemokratie:

„Ist Deutschland für den Krieg gerüstet? Heer, Waffen und Kriegsschiff sind vorhanden. Aber ein sehr wichtiger Teil der Rüstung ist vernachlässigt. Ich möchte es die psychologische Rüstung nennen. Die Regierung hat versäumt, durch eine vernünftige freiheitliche Politik im Innern die Massen des Volkes zu einer nationalen Einigkeit zu fähigen. Man hat den Sozialdemokraten, also dem dritten Teil der Nation, die Gleichberechtigung verweigert. Es sei nur erinnert an die Verurteilung der Leute, die das Charlottenburger Denkmal deponiert haben und zu je anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt wurden, während Studenten für schlimmeres Tun mit geringen Geldstrafen wegkommen. Und wie hat man die Arbeiterjugend verfolgt. In Braunschweig hat man sogar den Arbeiterkindern verboten, in den herzoglichen Wäldern frische Luft zu schöpfen, und in Sachsen nimmt man den Gewerkschaftlern durch die Streikverordnung das Koalitionsrecht. Leute, die so etwas tun, benehmen sich, als wollten sie den deutschen Arbeitern den letzten Funken von Vaterlandsliebe im Herzen erlöchen. Sie schwächen die Wehrkraft des Reiches und müssen sich also den Vorwurf des Vaterlandsverrats gefallen lassen. Wir vaterlandlosen Deutschen wissen aber, daß wir, wenn auch Stiefkinder, so doch Kinder Deutschlands sind, und daß wir uns unser Vaterland gegen die Reaktion erkämpfen müssen. Wenn ein Krieg ausbricht, so werden also auch die sozialdemokratischen Soldaten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen.“

Aus einem Brief von Frank an Friedrich Stampfer vom 20. August 1914:

„Mein Motto war, durch die Tat zu zeigen, daß unser Beschluß vom 4. August nicht äußerem taktischen Zwang, sondern einer inneren Notwendigkeit entsprang, daß es uns also mit der Pflicht der Verteidigung der Heimat bitter ernst ist.“

Aus einem Brief an Südkalender vom 31. August 1914:

„Ich lasse mich nicht davon abbringen, daß in diesem Krieg die Grundlagen für einen unabsehbaren Fortschritt gelegt werden.“

Was soll demgegenüber das kleinliche Gemäkel um „patriotische“ oder „parteiliche Motive“? Es ging Ludwig Frank um die Sache der deutschen Demokratie, er war ein besserer Patriot als die reaktionären Hurratrioten, er wollte den Staat und die Arbeiter zusammenbringen, die die Reaktion auseinandergerissen hatte!

In der Tat, er ist nicht „für den König von Preußen“ ins Feld gezogen, sondern Vaterland und Freiheit waren für ihn untrennbare Begriffe. Es scheint, daß man in reaktionären Amtsstuben von heute so wenig Sinn für die Verbundenheit von äußerer und innerer Freiheit hat, wie nach 1813! Im Kriege selbst ist die Wucht des demokratischen Gedankens selbst bis in die höchsten Amtsstuben gedrungen! Daß ein Volk, das ein Volksherr bildet, nicht in den Fesseln eines Obrigkeitstaates gehalten werden kann, dämmerte selbst Wilhelm II.! In seiner Osterbotschaft vom Jahre 1917 hieß es:

„Bei verschiedenen Anlässen haben Sie dargelegt, in welchem Geiste die Formen unseres staatlichen Lebens auszubauen sind, um für die freie und freundliche Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum zu schaffen. ... Nach sechsen Millionen Volksgenossen im Felde, noch muß der Austrag des Reichungstretes hinter der Front, der bei einer eingreifenden Verfassungsänderung unvermeidlich ist, im höchsten vaterländischen Interesse verschoben werden, bis die Zeit der Heimkehr unserer Krieger gekommen ist und sie selbst am Fortschritt der neuen Zeit mitwirken und mitfahren können. ... Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem fürchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr.“

Die Sache der Demokratie und die Sache Deutschlands sind untrennbar verknüpft! Die Demokratie ist die Grundlage des Staates von heute, der nicht der Staat Wilhelms II., sondern der Staat des deutschen Volkes ist. Aber der Freiheitswille der sozialdemokratischen Arbeiterklasse im Kriege, das Bekenntnis zur Demokratie, das Bekenntnis zum Staat von heute — das ist für einen hohen politischen Beamten des Staates von heute — eine „parteiliche Angelegenheit“, die Andersdenkende verlegen könnte!

Studentenmut — in Jena.

Der Rückzug zum Lichtenhainer Bier.

Am Mittwoch veranstaltete ein Teil der Korporationsstudenten der Universitäten Jena, Halle und Leipzig auf dem Marktplatz in Jena eine Kundgebung gegen Rektor und Senat der Universität Halle. Die Kundgebung fand in einer „Kampfanlage“ aus gegen die „der Kriegsdienstverweigerung Rechte einräumen“, gegen die, die diese Leute schühen und stützen und gegen die Kulturpolitik des preussischen sozialdemokratischen Kultusminister Schunme. Die deutsche Jugend werde — so schloß der offizielle Redner — „auf den Trümmern des von den November-Verbrechern von 1918 geschaffenen Systems“ ein neues Vaterland errichten.

Auto, ade!

Goebbels Privatauto wurde gestohlen



„Mein Auto gestohlen?! Da soll mir gleich der ganze nationale Sozialismus gestohlen bleiben!“

Gotteslästerung?

Was ein Zwickauer Gericht unter „Gotteslästerung“ versteht.

Zwickau, 11. November. (Eigenbericht.)

Am 12. November findet vor dem Gericht in Zwickau die Fortsetzung der Berufungsverhandlung gegen den Redakteur Walter Victor vom „Sächsischen Volksblatt“ statt, der vor diesem Forum nach anfänglicher Freisprechung und erfolgreicher Revision der Staatsanwaltschaft wegen „Gotteslästerung“ zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

Der Anklage liegt eine im „Sächsischen Volksblatt“ veröffentlichte Satire zugrunde, in der ein tierischer Zuchthäuser seinen Anstaltsdirektor und Gefängnisgeistlichen rechts und links von sich Platz nehmen heißt und dann zu ihnen sagt: „Man kann ich beruhigt sterben. Unser Jesus starb ja auch zwischen zwei Halunken.“ Die Staatsanwaltschaft glaubte daraufhin die Gotteslästerung konstruieren zu müssen, obwohl in Wirklichkeit nur eine scharfe Satire gegen den Strafvollzug vorliegt.

Bereits in der ersten Berufungsverhandlung konnte der Angeklagte nachweisen, daß die Anekdote, die er nicht als Verfasser, sondern lediglich als verantwortlicher Redakteur zu veranlassen hatte, die Neufassung eines ganz alten Scherzes sei. So erzählt man sich in Süddeutschland im Volke seit Jahr und Tag die Geschichte vom „Pfeffer no Stetta sei letzter Strod“, in der genau der gleiche Vergleich zur Anwendung gebracht ist. Auch in einem vom Christlichen (1) Verlagshaus Stuttgart G. m. b. H. gedruckten Buch ist diese Anekdote enthalten. Der Pfeffer ist ein alter Lebelstater, der stets mit Behörde und Geistlichkeit in Konflikt lag und beim Sterben ganz wie jener Volksblatt-Zuchthäuser den Pfarrer und den Schultheiß kommen läßt, die rechts und links neben ihm sitzen müssen, worauf dann Pfeffer no Stetta sagt:

„Wenn jetzt geht en d' Ewichkeit,
Nolan-er verderba!
Zeit geht nur wie am Heiland no,
Dear hot so milassa zwilcha so
Zwe Lebelstater sterba!“

Als Staatsanwalt und Gericht die Reklamation dieses Gedichts vernommen hatten, verlagten sie schließlich die letzte Verhandlung, die nun ihren Fortgang nehmen wird. Sinnerhin hat diese Verhandlung dazu beigetragen, daß nach weiteres Material zum Thema „Zwischen zwei Halunken“ bekannt geworden ist. So wurde zum Beispiel in einer Kritik der Gotteslästerungsanklage gegen Victor in

der Presse eine Anekdote aus dem 17. Jahrhundert wiedergegeben, wonach einmal Ludwig XIV., der Sonnenkönig, ein Krugzieher durch sein Loggion in Augenschein nahm, von dem rechts und links die Porträts ihrer Allerchristlichsten Majestät und des seines Kriegsministers Louvois hingen, wobei er in die Worte ausbrach: „So erfahre ich endlich die Namen der beiden Schächer, in deren Mitte Christus gekreuzigt wurde.“

Eine andere und insofern interessante Entdeckung, weil sie dem sozialen Christentum entspricht, wurde aus dem Auslande mitgeteilt. Es handelt sich um den böhmischen Volksdichter und Sozialistenführer Josef Schiller (1846 bis 1897), dessen gesammeltes Dichtwerk in Reichberg 1928 neu erschienen ist. Darin findet sich ein Gedicht „Der Herbende Spagnogal“, in dem ein reiches Lunaticus, der zum Sterben kam und sich ähnlich wie der Volksblatt-Zuchthäuser in diesem Falle dem Doktor der Rechte und dem Pfarrer ans Sterbebett kletterte. Sagen beide hatte er aus irgendwelchen Gründen einen rechtshaffenen Hof. Das Gedicht schildert nun, wie die beiden in der Hoffnung, es gäbe etwas zu erben, erschienen, umständlich das Bett des Sterbenden in die Mitte rückten, damit sie auch nur gut rechts und links von ihm Platz nehmen könnten, und dann heißt es:

„Nun naheten die letzten Minuten heran,
Da sagte der Pfaffe, der geizige Mann,
„Wer wird Eure Reichtümer erben?“
„Ihr nicht“, sprach der Kranke, „doch laßt das Geplarr,
Denn ich will ja jetzt nur wie Christus, der Herr,
So zwischen zwei Spigbuben sterben.“

Man sieht, der Verfasser der Anekdote, dorewegent Victor nach der Meinung des Zwickauer Gerichts vier Monate Gefängnis wegen Gotteslästerung abbüßen soll, hat seinen satirischen Beitrag nicht gerade selbst erfunden. Nachdem aber weder er noch die früheren Benutzer des biblischen Vergleichs in Anklagezustand versetzt wurden, sondern nur der aus lokalen Gründen mißliebige sozialdemokratische Redakteur, nachdem sogar ein christlicher Verlag die Sache für harmlos genug hält, um den Vergleich mit den zwei Schächern erneut zu veröffentlichen — das Buch mit der schwäbischen Volksanekdote ist erst nach dem Krieg erschienen! —, muß man wohl oder übel zu der Überzeugung kommen, daß es sich hier um einen der üblichen Tendenzprojekte einer im Sinne der Kulturreaktion handelnden Provinzialjustiz handelt.

Das geheimnisvolle Flugzeug.

Die Verhaftungen von Konstanz. — Flug über Italien geplant?

Konstanz, 11. November. (Eigenbericht.)

Auf dem hiesigen, zur Zeit außer Betrieb befindlichen Flugplatz wurde auf Anordnung der Staatsanwaltschaft ein aus Berlin stammendes Flugzeug beschlagnahmt. Die Führer der Maschine, ein Viktor Haefner aus Berlin und ein belgischer Graf de Loaz, wurden in Polizeihaft genommen.

Das Flugzeug war bereits Ende der vergangenen Woche in Konstanz eingetroffen. Am Sonntag wurde die Maschine mit schweren Gepäck beladen, das hauptsächlich aus antisemitischen Flugblättern in italienischer Sprache bestand und in einem Auto mit französischer Kennnummer nach Konstanz gebracht worden war. Als das Flugzeug dann nachmittags starten wollte, ereignete sich ein leichter Unglücksfall. Die Maschine stellte sich auf den Kopf, so daß der Start verschoben werden mußte. Das Gepäck wurde deshalb wieder ausgepackt. Am Montag wurde der Start schließlich von dem Bezirksamt Konstanz untersagt. Die beiden Flieger, die angeblich bestrebt waren, sich einer Kontrolle zu entziehen, wurden festgenommen. Unterdessen war das Gepäck mit dem gleichen Auto, das es herangebracht hatte, aus dem Hotel der Flieger wieder abtransportiert worden. In Freiburg wurde der Wagen später von der Polizei angehalten und durchsucht. Die Insassen, drei antisemitische Italiener, die in Frankreich leben, wurden verhaftet. Die Behörden nahmen auf Grund des Gepäcks an, daß die Flieger von Konstanz aus antisemitische Flugblätter über Italien abwerfen wollten. Die Flieger und die Autosinsassen be-

streiten das. Festgestellt ist bisher lediglich einwandfrei, daß die beteiligten Ausländer im Besitz falscher Pässe waren.

Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Sozialisten feiern Waffenstillstandstag.

Leon Blum gegen Verschleppung der Abrüstung.

In Paris, London und anderen Hauptstädten der ehemaligen Entente wurde der Waffenstillstand durch Truppenparaden und allgemeines schweigendes Stillstehen gefeiert. Die Pariser Sozialisten veranstalteten in einem Kino eine große Kundgebung für Frieden und Abrüstung. Leon Blum stellte fest, daß im vergangenen Jahre die Idee der Abrüstung einen Rückschlag erfahren hat und bekämpfte die These der Regierung, daß die Abrüstung von der erhöhten Sicherheit abhängig gemacht werden müsse. Die Sicherheit wird eine Folge der Abrüstung sein. Solange die Nationen gerüstet sind, wird keine wahre Schiedsgerichtsbarkeit möglich sein, wie der chinesisch-japanische Konflikt gezeigt habe. Das Schicksal der Abrüstungskonferenz wird durch die französische Kammerwahl im nächsten Jahre entschieden werden. „Wir wollen — so schloß Blum — das gegenwärtige Deutschland und das gegenwärtige Frankreich annähern, aber nicht ein imaginäres Deutschland und Frankreich.“

Die Regierung der USA gibt bekannt, daß sie ihre Haltung zu den Ereignissen in der Mandchurei nicht ändert. Japan kann somit ungehindert seinen Raubkrieg gegen China fortsetzen. Vier japanische Kreuzer sind nach Port Arthur entsandt.

